

Der fremde Gast.

Von Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von Fedor Skinzer.

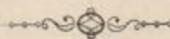
„Wo kommt das fremde Ding denn her?
Noch gestern war der Platz doch leer.
Es kann doch nicht aus Fels und Stein
Hier über Nacht gewachsen sein.

Hochmütig hebt's den kleinen Kopf,
Als wär' nichts gut genug dem Tropf.
So rede doch, du dummes Ding!
Hältst du mich etwa zu gering?



Wär' es vom Himmel gar geschneit
In unsre Alpen-Einsamkeit?
Es ist kein Baum, es ist kein Tier;
Was ist es denn? Was will es hier?
Dumm und gelangweilt sieht es aus,
Als dächt' es: „Wär' ich doch zu Haus.“
Und dennoch mag ich ihm nicht traun;
Das Ding erfüllt mich schier mit Graun,
Als spräch' es: „Komm mir nicht zu nah,
Bleib mir drei Schritt vom Leibe ja!“
Am Ende ist es gar geladen;
Vorsicht kann keines Falles schaden.

Was willst du hier? Antworte doch!
Du schweigst? Berhöhnst du mich gar noch?
Wupp! Hast du eins.“ — Mit derbem Stoß
Springt sie auf den Verhassten los,
Daß klappernd und in Sprüngen weit
Hinabstürzt Seine Herrlichkeit
Und jäh am Felsgestein zerbrach.
Das Gemselein blickt ihm sinnend nach,
Bis er versunken in den Tannen;
Dann hüpfst es siegberuht von dannen,
Mackt froh und streckt sich stolz ins Gras:
„Hier sind wir Herren! Merk' dir das!“



Nach der Ernte.

Von
Heinrich Zeise.



Bald färbt sich braun auf
Flur und Au'n
Ringsum das Laub der
Wälder,
Denn überall bei Sichel-
schall
Sank schon das Korn
der Felder.
Wie wundervoll die
Traube schwoll,
Der Apfel nickt am Baume,
Es sinkt vom Ast durch eig'ne Last
Die Pfirsich und die Pflaume.
Wie prangt so reich ein jeder Zweig,
Mit Früchten überladen,

Der Wagen faßt zur Not die Last
Der körnerreichen Schwaden.
Jetzt drohe nur auf Feld und Flur
Der Herbst mit Sturm und Regen,
Der Scheuern Raum beherbergt kaum
Der Fluren reichen Segen.

Dir Lob und Preis, der du den Schweiß
Des Landmanns treu belohntest,
Der du das Korn vor wildem Horn
Des Sturms und Hagels schontest,
Der zum Gedeihn gab Sonnenschein,
Und der die Regentropfen
Mit warmer Hand ließ auf das Land
Erfrischend niederklopfen.

Im Namen des Kaisers!

Drama in einem Aufzug. Von Johann v. Wildenradt.
Illustration von H. Lüders.

Personen:

Der Herzog.
Steffen, ein junger Diener.
Hans, ein alter Diener.
Marianne, Frau des Schlossverwalters.
Lenchen, Steffens Wäschen.
Fanjaron, } französische Marodeurs.
Coquin, }
Ein Hofbeamter.

Zeit: Gegen Ende des Jahres 1812.

1. Aufzug.

Szene: Speiseaal im Schlosse des Herzogs. Tische und Stühle, sowie sämtliches Mobiliar im Roccoco-Stil; rechts ein Büffet. Eine Thür im Hintergrunde, eine zweite in der Noulisse links.

1. Auftritt.

Hans und Steffen sind damit beschäftigt, die letzte Hand an das Decken einer kleinen Tafel zu legen und einige Stühle um dieselbe zu stellen.

Hans.

Das nenn' ich eine böse Zeit fürwahr!
Von Kriegslärm ist die weite Welt erfüllt,
Und ungeheure Schlachten wurden jüngst
Im fernen Rußland, wie man sagt, geschlagen, —
Noch aber weiß man nicht, wer Sieger blieb.

Deutsche Jugend. XXII.

Steffen.

Sei du getrost, dir ist die Haut ja heil,
Und Sieger blieb nur Einer, Sieger blieb
Napoleon! Der schlägt dir kurz und klein,
Was seiner Übermacht zu trotzen wagt,
Und so ist's recht!

Hans.

Was sagst du, — so ist's recht?
Er hat ins Joch das Vaterland gebeugt,
Aus tausend Bunden blutend siecht es hin,
Und du, du rühmst den wilden Korfen noch?

2. Auftritt.

Marianne tritt von hinten ein, von den Vorigen unbemerkt.

Steffen.

Nicht rühmen nur, — bewundern muß ich ihn,
Wo ist der Mann, der unserm Kaiser gleiche?

Hans.

Der unserm Kaiser gleiche, — unserm Kaiser?

Marianne vortretend zu Steffen:

Schmach über dich!

Steffen erschrickt, doch faßt er sich gleich wieder.

Marianne fährt fort:

Wer so zu sprechen wagt,
Der ist nicht wert, von deutschem Brot zu essen
Und unter eines deutschen Mannes Tisch
Den Fuß zu strecken!

Hans, der sich nicht am Streit beteiligen will, macht sich
am Tische zu schaffen, doch unterläßt er nicht, die beiden
anderen zu beobachten.

Steffen.

Ist der Herzog nicht
Im Bunde mit dem Kaiser der Franzosen,
Und ernten unsres Landes Söhne nicht
Im Heer des großen Kaisers Ruhm und Gold?

Marianne.

Du lieber Gott! — Und damit prahlst du noch?
Schlimm, schlimm genug, daß es nicht anders ist,
Für jetzt nicht anders sein kann!

Steffen.

Wohl, so schweigt
Und mischt euch nicht in anderer Leute Händel!

Marianne.

Was unterfängst du dich? Vom Herzog selbst
Bin ich als Hüt'r'in über euch gesetzt,
So lange fern der Schloßverwalter weilt,
Und zu gehorchen habt ihr meinen Worten!

Steffen.

Paß, wenig hab' ich stets danach gefragt!

Marianne.

Vorlauter Burjch —!

Steffen.

Und darum ruf' ich laut
Und euch zum Troß: Es lebe hoch der Kaiser!

Marianne.

Die Stunde kommt, in der du schamerfüllt
Das Wort bereuen wirst!

Hans, zu Steffen tretend:

Bist du von Sinnen?
Wenn dich der Herzog hörte!

Marianne.

Rührte mich
Der Kummer deiner braven Eltern nicht,
Wenn dich der Herzog aus dem Dienste jagt,
Ich würde Seiner Durchlaucht Kunde geben,
Wie du gesonnen bist!

Steffen.

Ei, thut es doch!

Marianne, erboßt:

Zum Troße fügst du noch den Hohn?

Steffen.

Wer mich
Zu schelten sich erdreistet, der verdient,
Daß ich ihm Antwort gebe!

Marianne.

Gut, sehr gut!
So wird dein Übermut die Folgen spüren.
will nach links abgehen.

Steffen, ihr den Weg vertretend:

Was habt ihr vor?

Marianne.

Du wirst's erfahren!

Steffen.

Ich rat' euch, daß ihr schweigt. Halt!

Marianne.

Laß mir den Weg
Zum Herzog frei!

Steffen.

Daß ihr mich dort verleumdet?
Ihr bleibt!

3. Auftritt.

Der Herzog tritt von links ein.

Herzog, die Szene überschauend:

Was giebt es hier?

Die beiden Diener und Marianne nehmen eine ehrerbietige
Stellung ein.

Steffen.

Durchlaucht'ger Herr —!

Herzog gebieterisch zu Steffen:

Er mag noch schweigen! — Redet, Marianne!

Marianne.

Gehorsam weigerte der Steffen mir;
Und als ich ihm sein vorlaut' Wort verwies,
Da schrie er nur noch lauter.

Herzog zu Steffen:

Haben Wir
Frau Marianne über euch gesetzt,
Daß ihr mit Troß der Rechtlichen begegnet?

Steffen.

Verzeiht, durchlaucht'ger Herr! Es kam zum Streit,
Weil ich des Kaisers, unsers Schutzherrn, Sieg,
Vorausgefagt.

Herzog

wendet sich voll Unmut von Steffen ab; zu Marianne:
Ist's so gewesen, Alte?

Marianne.

So war's!

Herzog.

Und ihr habt Steffen das verwehrt?

Marianne.

Ich that's! Mir schnitt es in die Seele, Herr,
Aus deutschem Mund des Korfen Lob zu hören.

Herzog für sich, schmerzlich:

Das Lob des Korfen! zu den beiden Dienern:

Ihr könnt gehn!

zu Marianne: Ihr bleibt!

Hans und **Steffen** ab nach hinten.

Herzog schüttelt Marianne die Hand:

Dank, Marianne! Ihr habt recht gethan,
Ihr habt gesprochen, wie Wir selber heut'
An eurer Statt gesprochen haben würden,
Wenn uns die Lippe nicht verschlossen wäre!

Marianne, gerührt:

Mein gnäd'ger Herr!

Herzog.

Ihr sollt es wissen, Alte,
Gezwungen traten Wir dem Rheinbund bei
Und harren sehulich jenes Augenblicks,
An welchem Wir das Joch Napoleons
Von uns und unserm Lande werfen können.
O käm' die Stunde bald!

Marianne.

Sie kommt gewiß!

Schon manchen sah ich hoch auf stolzem Roß,
Der heute jammervoll an Krücken schleicht,
Schon manchen —

Herzog, der inzwischen auf Stimmen lauschte, die hinter
der Szene laut wurden:

Horch, — was mag der Lärm
bedeuten?

Marianne.

Werd' gleich Bericht erstatten!

will eifertig an den Ausgang eilen.

4. Auftritt.

Im gleichen Augenblick treten **Fanfaron** und **Coquin**, der
erstere in Offiziers-Uniform, der andere mit Sergeanten-
Auszeichnung, lärmend durch die Thür im Hintergrunde in
den Saal, einen Diener, der ihnen den Eintritt von außen
verwehrt, beiseite schiebend.

Fanfaron.

Mille tonnerres!

Ich will doch gehn — erblickt den Herzog; etwas fleintlaut:
pardon, monsieur!

Herzog, befremdet:

Mein Herr,

Wen suchen Sie, — was führt Sie in dies Schloß?

Fanfaron.

Ich bin gekommen zu bestell' quartier
Für meinen 'Ern, le général Lamotte.

Herzog.

Quartier im Schloß des Herzogs, sagen Sie?
Und so erscheint ein Offizier des Kaisers
Vor uns, dem Herzog selbst!?

Fanfaron.

'Erzog, — comment?

Coquin stürzt Fanfaron zu:

C'est Son Altesse le duc lui-même.

Fanfaron.

Eh bien!

salutierend: Durchlaucht, id' ab die Ehre: Capitaine
Lemaître de la garde impériale.

Herzog verbeugt sich unmerklich:

Erklären Sie sich deutlicher! Es zog
Der General in Ihres Kaisers Heer
Gen Rußland doch, — und nun auf einmal hier
Inmitten Deutschlands?

Fanfaron.

Weil es 'at gesiegt

Sa Majesté, er schickt den général,
Zu bringen les nouvelles à grande vitesse
An seine Freunde, tous les alliés.

Herzog, für sich:

Gesiegt, — und immer, überall gesiegt!

zu Fanfaron: Nun wohl, es soll der General Lamotte
Quartier und Unterhalt im Schlosse finden, —
Das wollen Sie ihm melden, Kapitän!

Fanfaron.

Nicht nötig, Durchlaucht! Denn der général
Arrivera bientôt, — wird kommen bald
Und id' soll bleib' im Schlosse hier maintenant.
läßt sich, ohne die Aufforderung des Herzogs abzuwarten,
auf einen Sessel nieder und entledigt sich seiner Bärenmütze,
die er auf einen anderen Sessel legt.

Herzog, empört, für sich:

Ist's noch zu dulden, soll im eignen Haus
Ein Offizier des Korfen uns befehlen?

Marianne tritt zum Herzog, halblaut:

Seht nicht so finster, gnäd'ger Herr! Bedenkt
Des Siegers grimme Rache, wenn Ihr Euch
Hinreißen lasset vom gerechten Born!

Herzog, sich zusammennehmend:

Ja, ihr habt Recht! Doch lüftet es uns nicht,
Ein Zeuge welschen Übermuts zu sein.
Wir speisen heut' im kleinen Marmorssaal;
Besorget alles hier und später dann
Sollt ihr gewissenhaft uns rapportieren!
ab nach links, ohne den Franzosen noch Beachtung zu schenken.

Fanfaron zu Marianne, ihr winkend:

Madame!

Marianne, für sich:

Madame, — bin ich gemeint? Geduld,
Ich will ihn lehren, deutsch mit mir zu reden!

Fanfaron, lauter:

Madame, venez ici, — komm sie doch 'er!
J'ai soif, — durstik, ser durstik sein die Kehl!
Donnez-moi une bouteille de vin!

Marianne thut, als habe sie ihn nicht verstanden.

Fanfaron.

Allons!

Was thut sie hésiter, — versteht sie nicht?
Wenn sie mir nicht den Wein bringt, schneid' ich ihr
Den 'Als ab sans façons!

Marianne nimmt eine Flasche vom Büffet und stellt sie
jenem hin; für sich murrend:

Daß er dir selbst

Zu Gift und Galle würde, welscher Prahler!

Fanfaron

nimmt vom Tisch ein Messer, schlägt der Flasche den Hals
ab und schenkt sich dann ein; nachdem er getrunken hat:
Ser guter Wein, — en vérité très bien, —
Sergeant!

Coquin in parodierendem Tone:
Mon capitaine?

Fanfaron, jenem einschenkend:
Buvez, Sergeant!

tröstet an: A la santé de notre empereur!

Coquin setzt sich zu Fanfaron, mit ihm anstoßend:
A la santé du grand Napoléon!

Marianne, seitwärts für sich:

Wöcht er an diesem Glase Wein ersticken!

Fanfaron.

Madame, plus de vin, — noch mehr, noch mehr!

Marianne.

Geduld, ich muß ihn aus dem Keller holen!
ab nach hinten; im Abgehen für sich:

Ihr sollt mir warten, unsres Herzogs Wein
Ist nicht für das Franzosenvolk gewachsen!

Fanfaron und **Coquin** allein, lachen laut auf.

Fanfaron.

Ah, mon ami, ces Allemands sont bêtes!

Coquin.

Et nous nous amusons pour quelques jours
De bonne manière et sans payer un sou!

Fanfaron.

Chantons: Ah, quel plaisir d'être soldat!

5. Auftritt.

Steffen tritt spähernd hinten ein.

Steffen stimmt ein:

Ah, quel plaisir —! da die beiden Franzosen innehalten
und ihn verwundert ansehen: Ihr Diener, meine Herrn!

Coquin.

Silence! — Qui vive?

Fanfaron.

Qu'est ce que vous voulez?

Steffen.

Pardon! Doch mein Französisch reicht nicht weit,
Obgleich mein Herz französisch fühlt!

Coquin.

Monsieur,

Vous avez fort raison!

Steffen.

Sie dürfen mir
Vertrauen schenken!

Fanfaron.

Confiance, — pourquoi?

Je n'en vois pas la nécessité,
Ich thu nicht einsehn der Notwendigkeit!

Steffen.

Es wird Sie nicht gereuen, Herr Franzos!

Fanfaron.

Gereuen nicht? Peut-être, — nous verrons!
Parlez à lui, Sergeant!

Coquin.

Was thun Sie wünsch'?

Steffen.

Ich hörte, daß des großen Kaisers Heer
In Rußland Sieg auf Sieg erfochten hat.

Coquin.

Napoléon est toujours victorieux!
Sie 'aben recht gehört, — viel große Sieg':
Die ganze Reich von Rußland écrasée,
La capitale, die 'Auptstadt selbst, brulée, —

Steffen, voll Eifer unterbrechend:

Nicht anders konnt' es kommen, wo ein Geist,
Wie der Napoleons, die Scharen lenkt.
Erzählen Sie mir mehr, Sie fochten selbst
Im Heer des Kaisers mit, auf Ihrer Brust
Sah' ich das Kreuz der Ehrenlegion,
Erzählen Sie, durch welche Heldenthat
Sie es verdienten!

Coquin schneidet hinter dem Rücken Steffens dem Fanfaron
eine Grimasse zu; dann in bombastischem Tone:

Dans la capitale,

In Moskau war's; der Russenkaiser lag
In seine Kreml, 'eißt sich sein chateau,

Wir nahmen es mit Sturm, la compagnie
Du capitaine Lemaitre à la tête.
Am Thore machten die canons bum-bum,
Wir mit die bayonnettes avec élan

Steffen.

O, wär' ich selber doch dabei gewesen,
O, dürft' ich in des großen Kaisers Heer
Die Siegesbahn durchlaufen, gleich euch selbst!



Thun alles massacrer; trois ennemies,
Drei Russen attakier' Napoleon,
Und ich, sans réfléhir, ich schieß' tout-de-suite
Die eine tot und mit die bayonnette
Durchbohr' die andre und die dritte Mann, —
Der Kaiser war gerett', — sauvé, monsieur!

Fanfaron.

Sie 'aben Lust, — Sie wollen werd' Soldat?

Steffen.

Mit Leib und Seel'! Mich widert's lang' schon an,
Wenn andre kämpfen, müßig hier zu liegen.

Fanfaron.

Sie 'ab nicht nötig, müßig 'ier zu lieg,
Au nom de l'empereur! Ich nehme Sie
In Kaisers Namen auf in der Armee!

Steffen, freudig:

Sie wollten, wie, — Sie achten würdig mich?

Fanfaron setzt Steffen seine eigene Bärenmütze auf und
gibt ihm den Säbel des Sergeanten zum Umhängen:

'ier ab Sie le bonnet de grenadier,
Voici le sabre du héros Coquin,
Quel magnifique soldat, quel air fier!
Ma foi, Sie tragen schon die Marschallsstab
In der Tornister! — N'est-ce pas, Sergeant?

Coquin, mit erheuchelter Freundlichkeit:

Laß dich umarmen, camarade!

Steffen.

Kam'rad, —

Ein stolzes Wort, — doch sagt, wie komm' ich hier
Bom Dienste los?

Fanfaron.

Ah bah, une bagatelle!

Bald kommt der General Lamotte, er wird
In seine division euch enrôler.

Steffen.

Der General Lamotte? — Herr Kapitän,
Wie kann ich meinen Dank dafür beweisen?

Fanfaron, überlegend:

Hm, eure Dank? — Sergeant, que pensez-vous?

Steffen.

Viel ist nicht mein, doch geb' ich's gerne hin,
Wenn ich des großen Kaisers Rock darf tragen.

Coquin zu Fanfaron:

Eh bien! A chaque fou plaît sa marotte,
Et celui-ci est digne d'une grosse nasarde!

Fanfaron zu Coquin:

Parfaitement! — zu Steffen: Und darum laß uns
trin'

Auf eure Wohl! — will einschenken, die Flasche ist leer:

Wo bleibt die alte 'Ex

Avec le vin? Leer ist die Flasch'.

Steffen, halbblaut, zaghast:

Kapitän,

In jenem Schrank, — deutet auf einen solchen, —
zwar ist es unterragt,

Allein der Schlüssel steckt noch, —

Coquin.

Allons vite!

Nur schnell, nur aufgemackt! reißt den Schrank auf:

Ah, sacre bleu!

nimmt ein paar Flaschen heraus und schenkt ein.

Versons, — buvons! — zu Steffen: Trink aus,
mon camarade,

Vive l'empereur, la France et la gloire!

Fanfaron und Steffen fallen ein:

Vive l'empereur, la France et la gloire!

6. Auftritt.

Lenchen, einen großen verdeckten Korb am Arm, erscheint
mit **Hans** in der Thür des Hintergrundes. Lenchen läßt
den Korb fallen und schlägt, als sie Steffen erblickt, die
Hände über dem Kopfe zusammen; auch Hans thut sehr
erstaunt und geht topfschüttelnd ab.

Lenchen.

Je, Steffen, je, wie siehst du aus!

Steffen erschrickt, sieht sich um und erblickt Lenchen; für sich:
Bewünscht,

Daß just die Lene heute kommen muß!

tritt zu Lenchen hin und sucht seine Verlegenheit unter ge-
reizten Worten zu verbergen:

Was wunderst du dich so, — gefällt dir's nicht,
Soldatengleich bewaffnet mich zu sehn?

Lenchen, treuherzig und natürlich:

Nein, ganz und gar nicht, Steffen! — Hahaha,
Nein, diese Mütze!

Steffen.

Ist zum Lachen nicht!

Ich bitte, Lenchen!

Lenchen.

Wenn die Lise dich,

Wenn Veit und Klaus und Kaspar so dich sähen!

Steffen.

Ach, was verstehen die! — Doch mach' es kurz!
Du kommst von Hause, hat man dir für mich
Dies oder jenes aufgetragen?

Lenchen.

Freilich!

stellt den Korb vor sich hin und fängt an auszukramen.

Da schickt dein Mütterlein dir allerhand.

An Strümpfen, — sieh, die schöne Wolle!

hält ihm die Strümpfe vor Augen: Gelt!

Die ist von eurem schwarzen Mutterchaf,

Ich und die Lise haben sie gestrickt!

Und weil wir selber jüngst ein fettes Schwein

Geschlachtet haben, gab der Vater mir

Für dich, — da sieh nur her, — zwei Würste mit!

hebt zwei stattliche Würste aus dem Korbe:

Die laß dir schmecken, Steffen!

Steffen.

Danke, danke!

Doch wär' mir's wirklich lieber — während Steffen
in seiner Verlegenheit nichts anzufangen weiß, treten **Fan-**
faron und Coquin, die inzwischen Lenchen mit wohlgefälligen
Blicken gemustert und sich eifrig und leis unterhalten haben,
zu Steffen und Lenchen.

Coquin.

Mille tonnerres!
Cela me plaît bien! Deux grandes saucisses!
nimmt eine der Würste und stopft sie heimlich in seinen
Tornister.

Fanfaron zu Lendchen:

Ah, comme vous êtes jolie! Mein schönes Kind,
Wie heißen Sie?

Lendchen.

Ich bitte, Herr Franzos,
Bin nicht sein schönes Kind!

Fanfaron.

Ah, ma petite,
Vous faites la renchérie! Sei Sie nicht spröde,
Wir lieben sehr die dames! Mack auf die Korb!
'Mt Sie noch mehr gebracht? macht sich am Korbe zu
schaffen.

Lendchen wehrt ihm:

Mein Herr Franzos,
Laß Er das bleiben!

Fanfaron.

Ah, vous vous moquez?
Tant pis, mais à la guerre comme à la guerre!
Beide zern am Korbe, **Fanfaron** reißt ihn an sich, **Coquin**
greift hinein und eignet sich dies und jenes an, das er in
seinen Tornister und seine Tasche stopft.

Lendchen, empört:

Das ist abscheulich! — Steffen, siehst du nicht,
Daß mir der Fremde meinen Korb zerzaust?
Und du, du stehst dabei, als ginge dich
Der Handel garnichts an!

Steffen, ärgerlich:

Ei, wärest du
Zu Haus geblieben!

Lendchen, beleidigt:

Wie, das sagst du mir?
Nun wohl, so werd' ich dir fortan nicht mehr
Die Botin machen! Aber wissen soll
In unserm Dorf ein jeder, wie du hier
Zum Narren der Franzosen wurdest, ja,
Wie du die Hände in den Schoß gelegt,
Als sie an meinem Gute sich vergriffen. in Thrä-
nen ausbrechend: O Steffen, Steffen! weinend ab.

Steffen, will ihr nachgehen:

Bleibe, Lendchen, bleib'!

Fanfaron.

Laß sie doch lauf!

Steffen.

Es thut mir leid um sie,
Und gerne hätt' ich ihr ein freundlich Wort
Für Mutter und Geschwister mitgegeben.

Coquin.

Enthousiaste!

Fanfaron.

Laß laufen la coquette!
Wir 'aben noch zu sprechen, savez vous,
Bon cure Dank, weil wir euch nahmen auf
In unsre grande armée.

Steffen, zerstreut:

Bon meinem Dank?

Ganz recht, — so war's!

Coquin nimmt **Steffen** am Arm und zieht ihn neben sich
und **Fanfaron** auf einen Sessel nieder.

7. Auftritt.

Im gleichen Augenblick erscheint der **Herzog** in der Thür
links, von den Dreien unbemerkt; er stutzt und tritt leise
zurück, die Thür bleibt angelehnt und hin und wieder wird
der **Herzog** hinter ihr sichtbar, die Entwidlung der Szene
zuerst mit Zeichen des Unwillens, später mit solchen der
Befriedigung beobachtend.

Coquin.

'Er zu! Der 'Erzog ist
Ein Feind von unser Kaiser, j'en suis sur,
Ich weiß gewiß!

Steffen.

Doch mit Napoleon
Ist er verbündet!

Fanfaron.

Weil er muß es sein, —
Il n'a pas eu le choix!

Steffen.

Als camarade
Und als soldat du grand Napoléon,
Ist deine Pflicht, zu zeig uns der local,
Wo aufbewahrt der 'Erzog son argent,
Sein Gold und Silber!

Der **Herzog** tritt unwillkürlich etwas sichtbarer in die
Thürspalte.

Steffen, unangenehm überrascht, zu **Coquin**:

Und was weiter dann?

Fanfaron.

Alors nous nous prendrons la liberté,
Wir werden sein so frei, zu leg die Hand
Au nom de l'empereur —

Steffen, erschrocken:

Versteh' ich recht, —
Sie wollten —?

Fanfaron.

Thun, was unsre devoir!
Es 'at entdeckt le général Lamotte,
Daß conspirer der 'Erzog contre nous;
Und darum 'at er envoyé nous-mêmes —

Coquin.

Uns selber 'ergesandt pour arranger
Secrétement la mauvaise affaire, — zu mach'

Unschädlich Son Altesse, es soll dazu
Der neue camarade uns 'eimlich 'essen!
Der Herzog erhebt zornig die Hand, doch hält er noch an sich.

Steffen.

Hm! — Und der Kaiser selber weiß darum?

Fanfaron.

Der Kaiser wird belohnen kaiserlich
Tous ses fidèles soldats, — die alt' und neu'.
Ain, en avant! — Pourquoi donc tardez-vous?

Steffen, stöhnend:

Weil, — weil ich es nicht kann!

Der Herzog atmet auf, sein Antlitz erhellet sich.

Coquin und Fanfaron.

Nicht kann? Comment?

De quoi vous avisez-vous, camarade?

Steffen.

Verstehen Sie mich recht, ich bin bereit,
Mit meinem Arm Napoleon zu dienen,
Für ihn zu kämpfen bis zum letzten Hauch,
Doch — stehlen kann ich für den Kaiser nicht!

Coquin.

Stehlen? Fi donc, die grobe, deutsche Wort!
Nix stehlen, camarade; wir wollen nur
Den 'Erzog 'indern, daß er nicht sein Geld
Gebrauchen soll, zu sechten contre nous!

Steffen.

So wartet lieber, bis der General
Im Schloß eintreffen wird; ihm steht es an,
Den Auftrag seines Kaisers auszuführen, —
Nicht mir!

Coquin murmelt zwischen den Zähnen:

Vous êtes un sot! zu Steffen: Mon
jeune garçon,

Ich will dir geben eine gute Rat:
Wenn dir befiehlt quelque chose der Kapitän,
Du mußt ge'orchen, sonst kann's arriver,
Daß er dich sans façons läßt fusiler,
Läßt schießen tot!

Steffen.

Verzeiht, Herr Kapitän,
Es war nicht böß gemeint!

Fanfaron, wichtig thüend:

Eh bien! So will
Ich pardonner, — doch nur, wenn du bientôt
Uns bald wirst zeig die Stell', wo aufbewahr
Der 'Erzog sa cassette.

Der Herzog ballt drohend die Hand.

8. Auftritt.

Marianne und **Lenchen** treten hinten ein; Lenchen hält sich
eine Schürze vor die Augen.

Marianne.

Komm, Mädchen, komm!
Die Augen auf und keine Furcht gezeigt,
In meiner Gegenwart soll kein Franzos
An dir und deinem Korbe sich vergreifen,
Und Steffen soll dich hören!

Fanfaron.

Va au diable,
Méchante sorcière!

Lenchen trocknet sich die Wangen und geht auf Steffen zu:

Eh ich nach Hause geh',
Hab' ich von deiner Mutter einen Brief
Dir noch zu geben; ich vergaß ihn, Steffen,
Als du mit harten Worten zu mir sprachst.
zieht einen verschlossenen Brief aus ihrem Nieder.
Da nimm!

Steffen, verwirrt, beklommen:

Gieb her! steckt den Brief in die Tasche.

Marianne.

Wie, findest du nicht Zeit,
Der Mutter Wort zu lesen?

Steffen.

Laßt mich jetzt,
Ich les' ihn später! — Wenn nach Haus du kommst,
So grüß' mir alle, Lenchen! — Jetzt leb' wohl!

Marianne.

Du hast es eilig, ihr die Thür zu weisen,
Mir aber ist sie heut' ein lieber Gast,
Und morgen Zeit genug, im Heimatdorf
Die Poffen, die du ausheckst, zu verkünden!

Coquin.

Tais-toi, vieil hibou!

Fanfaron zu Steffen:

Werf ihr hinaus!

Marianne, drohend zu den Franzosen:

Den will ich sehn, der's wagt, mich anzufassen!
zu Steffen: Dir aber rat' ich: Öffne deinen Brief!
bedeutjam: Vielleicht ist deine Mutter krank!

Steffen, sehr erschrocken:

Um Gott,
Sie wird doch nicht? reißt den Brief hastig auf.

Lenchen zu Steffen:

Als ich von Hause ging,
Da mußte freilich sie das Lager hüten,
Und zitternd sprach zu mir die alte Frau:
„Grüß' meinen Steffen, bitt' ihn, daß er stets
Als braver Sohn die rechten Pfade wandle,
Sag' ihm, er möge auch in dieser Zeit,

Da alles wankt, ein guter Deutscher bleiben,
Der Heimat treu und seinem Fürstenthum! —
O Steffen, sähe dich die Mutter heut,
Wie ich dich sehe, Steffen, glaube mir,
Es würde ihr das Herz im Leibe brechen!

Steffen läßt den Brief fallen, senkt das Haupt und steht
in schwerem Seelenkampf:

Ich kann nicht mehr zurück, — ich gab mein Wort!
Nach Ehren streb' ich, Ehren kann ich nur
Erringen, wo Napoleon gebietet.

Fanfaron.

A la bonne heure, — vous êtes un grand héros!

Marianne.

So jag' nach Ehre, eitler Thor, indes
Der Kummer deiner alten Mutter sich
Gleich einem Fluch an deine Fersen heftet.
Verschwendet hab' ich meine Worte, — komm,
Wir gehen, Lenchen!

Lenchen, stehend:

Steffen, lieber Steffen,
Laß dich erbitten! Ich erträug' es nicht,
Müßt' ich die Kunde in die Heimat bringen,
Daß du den Herzog, unsern Herrn, verrietest,
Dein Heimatland vergaßest und uns selbst,
Und zum Franzosen wurdest.

Steffen, überwunden:

Nein, bei Gott!
Ich will's nicht werden. Deutet auf die Franzosen:
Jene haben mir
Die Augen schnell geöffnet, als sie mich
Zum Diebe machen wollten.

Lenchen, entsetzt.

Wie, zum Diebe?!

Marianne, die Hände zusammenschlagend:
Ist's möglich, hat man solches je erlebt!
Nein, diese — diese Kerls!

Steffen, zu Lenchen.

Dann kamest Du,
Du brachtest mir den Brief, brachtest mir
Der lieben, alten Mutter mahnend Wort;
Mir war's, als sähe, hörte ich sie selbst,
Und heiße Scham erfaßte mich, — aufatmend:
wohl mir,

Sie lehrte mich das Rechte!

Der Herzog nickt Beifall.

Lenchen.

Tausend Dank,
Dank, lieber Steffen! reicht ihm die Hand.

Marianne.

So ist's recht, so will
Ich's selber loben! streichelt Lenchens Wangen.
Deutsche Jugend. XXII.

Steffen, zu Fanfaron tretend:

Mein Herr Kapitän,
Gebt mir mein Wort zurück; ihr seht, ich darf,
Ich kann im Heer Napoleons nicht dienen!

Coquin springt wütend auf:

Poltron, — perfide! — Ah, comme je suis en
rage!

Fanfaron.

Geduld, — wenn kommt le général Lamotte,
Er wird dich lehren obéir, er wird
Dich lassen fusiler gleich auf der Stell!

Steffen, mit erwachendem Troß:

Gemach, so weit sind wir noch nicht! Er wird,
Des bin ich sicher, nicht von mir verlangen,
Was gegen Mannespflicht und Ehre läuft.

Coquin.

Er wird verlang' noch mehr!

Steffen.

So wend' ich mich
An einen Größern, an den Kaiser selbst!

Fanfaron.

Stupide, der Kaiser wird dich lachen aus!

Steffen, immer erregter, nimmt die Bärenmütze vom Haupte
und wirft sie dem Fanfaron vor die Füße:

So frag' ich auch nach eurem Kaiser nichts!

Coquin und Fanfaron.

Ah, c'est trop fort, — à bas la bête ingrante!
Fanfaron zieht den Degen, Coquin sucht dem Steffen bei-
zukommen.

Steffen zieht den Säbel des Sergeanten, den er noch immer
umhängen hat:

Ihr wollt mich zwingen? — Nur heran, ich nehm's
Mit dreien Burschen euresgleichen auf.

Marianne und Lenchen.

Zu Hilfe! — Hilfe!

Marianne eilt an die Thür im Hintergrunde:

Hans und Klaus, herbei!

Lenchen eilt an die Thür links:

Helfst, helfst dem Steffen, helfst!

9. Auftritt.

Der Herzog tritt mit raschen Schritten von links bis zu den
Streitenden vor.

Coquin, der ihn zuerst erblickt, für sich:

Le due lui-même!

Hans und Klaus treten eilig in die Thür, bleiben jedoch,
als sie den Herzog erblicken, im Hintergrunde stehen. —

Lenchen eilt zu Marianne.

Herzog, gebieterisch:

Die Waffen fort!

Fanfaron steckt den Degen ein, Steffen den Säbel.

Herzog zu **Fanfaron**:

Herr Kapitän, Sie werden
Uns Rede stehn, was Sie zu solchem Thun
In diesem Schloß bewog?

Fanfaron, verwirrt:

Durcklaucht, — ich bin, —
Es 'at gewagt die unverschämte Kerl,
Zu sprechen peu respectueusement
Von notre empereur.

Herzog, mit mühsam unterdrücktem Zorn:

Und Sie, mein Herr,
Sie fühlten sich berufen, mit dem Stahl
Von unserm Diener Rechenschaft zu fordern?

Fanfaron.

Durcklaucht, je suis soldat!

Herzog, blühenden Auges:

Soldat? Fürwahr,
Sie sprechen allzu kühn! Dem Kleide nach
Sind Sie Soldat, doch der Gefinnung nach
Sind Sie ein Schurke, Sie und Ihr Sergeant!

Coquin, während **Fanfaron** verdußt dasteht:

Durcklaucht, bedenken Sie, — c'est un affront,
Wofür wird fordern satisfaction
Der General!

Herzog.

Er fordre sie! Doch ihr,
Herr Kapitän, und ihr, Sergeant, ihr seid
Bis zu dem Tag, an dem der General
Eintreffen wird, Gefang'ne!

Coquin, für sich:

Que faire? Sacre bleu!

Herzog.

Wir hörten alles, was ihr jüngst
Mit diesem hier getrieben, — deutet auf **Steffen**,
der kaum weniger verlegen, als die Franzosen, dasteht.
wie ihr selbst

Der Ehre bar und aller Scham und Treue,
Zum Diebstahl an dem Gut des eignen Herrn
Den Diener zu verleiten euch bemühtet!

Fanfaron und **Coquin** wollen antworten:

Monsieur, — Durcklaucht, — nous sommes, —
vous vous trompez, —

Herzog.

Kein Wort mehr, — Wir befehlen es, — kein Wort!
zu **Hans** und **Klaus**:

Bewacht die Thüren, keiner darf entweichen!
Hans begiebt sich an die Thür links hinüber, **Klaus** bleibt
an derjenigen im Hintergrunde stehen.

Herzog, zu **Steffen**:

Und nun zu Ihm!

Steffen, zerknirscht:

Verzeihung, gnäd'ger Herr!
Ich seh' mein Unrecht ein, auf meinen Knien
Erbitt' ich mir Verzeihung! läßt sich auf's Knie nieder.

Herzog, freundlicher:

Steh' Er auf!
Er hat sein ehrlich deutsches Herz bewahrt
Vor schlechter That, die Eitelkeit bezwungen,
Sich selbst besiegt —

Steffen.

O Herr, ich schäme mich
Der blinden Wallung!

Herzog.

Wohl, wir glauben Ihm!
Doch wird der eitle Sinn nicht wiederkehren?
Nicht immer wird zur rechten Zeit, wie heut,
Die Warnungsstimme laut.

Steffen.

In meiner Brust
Wird sie fortan erschallen, gnäd'ger Herr!

Herzog.

So mög's in Zukunft immer sein! Doch nun
Soll Er die alte Marianne bitten
Ihm freundlich zu verzeihn, — Er weiß, warum!

Steffen.

Ich thu' es gern, denn schwer hab' ich gefehlt!
geht auf **Marianne** zu:
Vergebt mir, Marianne, wenn ich jüngst
Mich trozig gegen euch verging!

Marianne.

Nun, nun,
Laß gut sein, **Steffen**, bin dir nicht mehr böß!

Herzog, zu **Lenchen** tretend, freundlich:

Und du, mein Kind, verzeihst auch du dem **Steffen**?

Lenchen, schelmisch:

Ich hab' ihm längst verziehen! Nimmermehr
Könnst' ich ihm lange zürnen!

Herzog.

Sa fürwahr,
Du warst sein guter Engel! Nimm dafür
Auch deines Fürsten Dank! Und wenn du bald
Ins Heimatdörfchen kehrt, so sage dort,
Nicht alles wanke mehr in dieser Zeit,
Und nahe sei der Tag, an dem auch wir
Als echte Deutsche freudig uns bekennen!

Lenchen.

Die frohe Botschaft will ich fröhlich künden!
ab mit **Marianne**, die inzwischen den Korb **Lenchen**s ge-
ordnet und an den Arm genommen hat. **Lenchen** winkt und
nickt im Abgehen dem **Steffen** vergnügt zu.

10. Auftritt.

Ein Hofbeamter des Herzogs tritt hinten ein.

Hofbeamter in großer Aufregung:
Durchlaucht, ein laut Gerücht erfüllt die Stadt
Vom Untergang des kaiserlichen Heers
In Rußlands Schneegebirgen; ja man sagt,
Napoleon sei selbst in eil'ger Flucht
Auf einem Bauernschlitten, tief ver mummt,
Durch unsre Stadt gefahren!

Herzog, erst sprachlos, sehr erstaunt:

Ist es möglich?

Woher erfuhret ihr's?

Hofbeamter.

Kein Zweifel scheint
Gestattet, Durchlaucht! Denn aus unserm Lande
Sind ein'ge der Soldaten, die dem Heer
Des Kaisers folgen mußten, heimgekehrt,
Verhungert halb, vom Elend heimgesucht.

Herzog.

Den armen Burschen soll geholfen werden,
Bringt sie ins Schloß, berichten sollen sie,
Was sie erlebt! — Doch halt, wir haben ja
Die beiden, die den General Lamotte
Uns anzukünden kamen. geht auf die beiden Fran-
zosen zu: Steht es so
Mit Ihres Kaisers Sieg?

Fanfaron, leinlaut:

Ich will gestehn,

Wenn Durchlaucht mir will schenk la liberté —

Coquin, wütend zu Fanfaron:

Tais-toi, coïon!

Fanfaron.

Non, non, il est trop tard!

Napoléon est vaincu —!

Herzog, in gewaltiger Erregung:

Genug, genug!

nimmt seinen Hut vom Haupte und faltet die Hände:

Herr Gott, ich danke dir! nach einer Pause zum

Hofbeamten: Verkündet schnell

Die frohe Botschaft allem Volk. Wir selbst,
Wir sagen offen uns an diesem Tag
Vom Rheinbund und von seinem Schutzherrn los.
Wer unter unsres Landes Söhnen noch
Die Waffen führen kann, der melde sich,
Sein Herzog will ihn selbst zum Siege führen,
Zum Siege gegen Frankreichs Übermut!

Hofbeamter.

Ich eile, Durchlaucht, alles kund zu thun!

ab nach hinten.

Steffen, bewegt und begeistert:

Und mir vergönne heut' mein gnäd'ger Herr,
Als erster, der den Kampfesruf vernahm,
Zum Banner, das Ihr aufgepflanzt, zu schwören!
Kein andres Streben kenne dieser Arm,
Als Kampf für das geliebte Vaterland,
Kein andres Streben kenne diese Brust,
Als dort zu atmen, wo im Pulverdampf
Gerungen wird um Freiheit von dem Joch,
Das allzulang auf deutschem Nacken lastet.
Wohl bin ich unwert, aber streitend laßt
Mich sühnen meine Schuld, daß ich mit Stolz
In Zukunft deutschen Stammes mich darf rühmen!

Herzog.

Sei uns willkommen, Jüngling! Dächten so
Die Herzen all' in Deutschlands weiten Gauen,
Es wäre Lust, zum Siege sie zu führen.

Hans tritt zum Herzog hin:

Sie denken so, nicht anders, gnäd'ger Herr!
Ich hörte heimlich manches Wort des Grimms,
Ich sah, wie im Geheimen Schwert und Büchse
Zum künft'gen Freiheitskampf bereitet ward.
Mich selbst, ich fühl's, durchströmt's mit neuer Kraft,
So laßt auch mich in meines Herrn Geleit
Dies greise Haupt dem Vaterlande weihen!

Herzog.

Er wollte, Hans, — hat Er's auch wohl bedacht —?

Hans.

Ich steh' allein, allein in dieser Welt,
Drum nehmt mich mit Euch, gnäd'ger Herr!

Herzog.

Es sei!

Wo alt und jung, wo Fürst und Unterthan
Das gleiche Ziel erstreben, muß der Kampf
Ein glücker sein und segensreich sein Ende! —
reicht Hans und Steffen die Hände, welche jene küssen;
wendet sich dann an die beiden Franzosen:
Doch ihr, armjel'ge Thoren, hebt euch fort!
Nicht ziemt uns Rache am besiegten Feind,
Fort, kündet eurem Kaiser, was ihr hier
Bernommen habt! Mit Sturmesbrausen soll's
Durch Deutschland wehn; und eh' er sich's gedacht,
Verdirbt er selbst, der auszog zum Verderben,
Es fällt sein stolzer Ruhmestraum in Scherben!
Die beiden Franzosen schleichen beschämt und scheu aus dem
Saal. — Der Vorhang fällt.



Wabentes Stmitter. Original: Zeichnung von Friedrich Preller sen.

Hochgewitter.

Zu einer Original-Zeichnung von Friedrich Preller.

Von Julius Lohmeyer.



Hochgebirgseinsamkeit!
Schweigend, in rasender
Eust, Verderben drohend
Zieht schwarz heran Ge-
witternacht.
Fahlblauer Zickzack durch-
zittert die Wolkwand.
Fernher rollt tief der
Donner drein.
Bangendes Grausen durch-
wandelt das Hochthal;
Ängstlich kreischend um-
flattern Bergaare den
Felshorst.

Plötzlich ein Windstoß!
Die Wälder stöhnen
Unter des Sturmwind's mächtig schüttelnder Faust.
Bliß und Donnerschlag!
Grell aufleuchtet die Bergwand.
Krachend stürzt die hundertjährige Tanne,
Ein Riese — zerschmettert.
Hochgewitters Majestät!
Ein Feuergarbenmeer umlodert den Felsgrat!
Pracht der Vernichtung!
Schwarzgrauer Ungeheuer wütendes Ringen

Umraust den Bergkamm.
Tausendstimmigen Echos Hornruf
Brüllt durch die Schlünde,
Grollend, rollend, fernhin ersterbend.

Tiefer sinken die Wolken;
Fahlgrauer Nebel Meer wogt durch das Felsthal.
Brausende Ströme brechen vernichtend zur Tiefe.
Wallende Schleier flattern empor —
Wonnig befreit aufatmen die Matten.

Aber ewig unnahbar in lächelnder Hoheit,
Ströme des Lebens freundlich ergießend,
Wandelt die Sonne
Ob der Verwüstung, im tiefblauen Weltraum;
Ein siegreicher Held
Steigt sie hernieder,
Verblutend auf Rosenbetten;
Auf schwimmenden Wolken um sich zaubernd
Paradiesesgärten. —

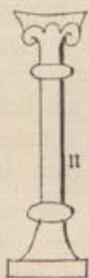
Glühend aufflammen die Firnen;
Majestätisch senkt sich die Nacht.
Silberdunst webt um die Höhen —
Weitauf thut sich der Ewigkeit
Unendliche Sternenpracht
Über der schweigenden Bergwelt.

Die Beowulfsage.

Von

G. Schalk.

Mit Original-Zeichnungen von Johannes Gehrts.



In uralten Zeiten geschah es, daß an einem Sommertage, da Wind und Wellen schliefen und die See spiegelblank war, ein schlummerndes Knäblein in einem glänzenden Schilde über das Meer gefahren kam und von dem Dänenwolke, an dessen Küste es landete, als ein Geschenk der Götter aufgenommen wurde. Der Knabe war Odins Sohn, und man nannte ihn Skiöld. In göttlicher Schönheit wuchs er auf; das Volk erwählte ihn zum Könige, und er ward ein Hort des Ruhmes und der Macht des Landes. Nach langer, ruhmvoller Herrschaft starb er, alt und lebenssatt, und sein Leichnam, prächtig gerüstet mit Helm und Brünne, Schild und

Schwert, ward auf das beste Schiff des Landes gebracht und neben dem Mast auf weichen Teppichen gebettet. Dann ward das Schiff unter lauter Klage des Volkes vom Lande gestoßen, und steuerlos trieb es dahin auf den wilden Wogen des Meeres. Wo es gelandet, hat niemand erfahren bis auf den heutigen Tag.

Ein edler Sproß aus dem Geschlechte des göttlichen Skiöld war König Rudigar, ein tapferer Held, der auf kühnen Wikingerfahrten mit seinen schnellen Drachen die Meere durchkreuzt und Ruhm und Schätze ohne Maß erworben hatte. Auf einem Hügel unweit des Meeres erhob sich die Hirschburg, des Königs Palaß, strahlend im Glanz des Goldes und

weithin sichtbar den Schiffern auf psadlosen Wellen. Darin saßen auf goldenem Throne König Rudigar und seine Gemahlin Waldiva und teilten mit vollen Händen goldene Gaben unter die Edeln des Volkes.

Sehr groß und prächtig war der Metsaal in dem Palaste. An den getäfelten Wänden hing das glänzende Kriegsgewaffen der Männer, und die Helden saßen an vergoldeten Tischen und tranken aus kostbaren Bechern und Hörnern den Met, während ein sangeskundiger Spielmann die Saiten der Harfe erklingen ließ und in begeisterten Liedern König Rudigars und seiner Helden Waffenthaten feierte. Kein Tag verging ohne ritterlich Turnier und Zechgelage, und aus nah und fern kam in Scharen das Volk, um den Glanz der Hirschburg mit Augen zu sehen.

Eines Morgens erscholl statt des gewohnten Gefanges lautes Jammergeschrei im Königspalaste. Überall sah man verstörte Gesichter, und auch aus dem Antlitz des Königs blickte banges Entsetzen. Unerhörtes hatte sich zugetragen. Dreißig edle Männer waren des Nachts in der Burg erschlagen und fortgeschleppt worden. Wer die Unthat begangen, wußte man nicht; doch führte die Spur in einen übelberufenen, wilden Bergwald, nahe am Meere. Mitten im dichten Gehölz, von wild zerrissenen Felsen und zackigen Klippen umgeben, lag in schwindelnder Tiefe ein unheimliches Gewässer. Mit Brausen und Toben stürzten die wilden Waldströme in dasselbe hernieder. Wasserdrachen und allerlei greuliche Nixen tummelten sich in der Flut, klonnen empor an den Felsenwänden, hockten auf den besonnten Klippennasen, rissen den Rachen weit auf und schnappten nach einander; sprangen ins Wasser und wälzten sich darin herum im zornigen Kampfe.

Die Bewohner des Waldes flohen dieses Gewässer, und eher ließ sich der Hirsch am Uferande von den Zähnen des Wolfes zerreißen, als daß er den Sprung in jene Tiefe wagte. Auch der Mensch fürchtete sich, diesen Wald zu betreten; denn es lebte die Sage im Volke, daß in der Tiefe des Wassers der furchtbare Riese Grendel wohne, der vorzeiten das Land durch gräßliche Mordthaten zu einem Wohnplaz des Jammers gemacht habe. Lange hatte man nichts mehr von dem Unhold gehört, und fast war sein Name verschollen; nun ward es mit einmal schrecklich kund: Grendel lebte und begann von neuem sein Unwesen. Er und kein anderer hatte die Helden in der Hirschburg erschlagen und in seine Wohnung geschleppt, die, schimmernd im Glanze des Goldes, auf dem Grunde des Bergwassers stehen sollte. Schnell wie auf Flügeln des Windes ver-

breitete sich die Kunde von Grendels Mordwerk durch das Land, und alles Volk ward von Furcht und Entsetzen ergriffen.

In einer der folgenden Nächte kam er wieder. Die Wachen im Königspalaste waren verdoppelt worden, und unerschrockene Helden erwarteten ihn mit Schwert und Spieß und Schild. Die Thore der Burg öffneten sich vor seiner Berührung von selbst, und er trat ein und spähetete nach Beute. Da stürzten die wackern Mannen hervor und griffen ihn an mit scharfen Waffen. Allein der Unhold achtete weder Hieb noch Stich. Mit seinen Eisenkrallen schlug er die Feinde zu Boden und steckte sie in eine mächtige Tasche, die er weit geöffnet am Gürtel hangen hatte. Nicht einer kam mit dem Leben davon. Grendel schleppte sie alle in seine unterirdische Behausung. Allnächtlich verschwanden mehr von den Mannen des Königs. Machtlos war König Rudigar gegenüber dem schrecklichen Feinde, und lange seufzte sein Land unter dem Banne des furchtbaren Grendel.

Um diese Zeit lebte im Lande der Goten Beowulf, ein Anverwandter des Königs Hugelich, noch jung an Jahren, aber dem ungeachtet ein ruhmreicher Held, der Wunderwerke der Tapferkeit vor dem staunenden Volke vollbracht. Einstmals unternahm er mit dem kühnen Breka eine Schwimmsahrt ins offene Meer; dem Sieger hatte der König eine goldene Kette gelobt. In voller Rüstung, das Schwert in der Faust, sprangen beide in den wilden Schwall der Bogen und schwammen in die schäumende See. Lange hielten sie sich beisammen, endlich aber wurden sie durch die stürmende Flut getrennt und hierhin und dorthin geschleudert. Breka kam in ruhiges Wasser, wo er die Nacht ohne Gefahr verbringen konnte, Beowulf aber war unter gräßliche Seeungetüme und Drachen geraten und mußte mit dem Schwerte um sein Leben kämpfen. Und ein Wunder war es, daß er dem Tode entrann; denn in Scharen fielen die Ungetüme über ihn her. Einige Mißgestalten streckten lange Fangarme aus, um ihn zu fassen und in die Tiefe zu ziehen, andere rissen den Rachen weit auf und schnappten nach ihm, und wieder andere suchten ihre spitzen Krallen in seinen Leib zu schlagen, aber wider jeden Angriff schützten ihn sein treffliches Panzerkleid und das Schwert, mit dem er die Ungeheuer erschlug und in die bodenlose Tiefe versenkte. Die ganze Nacht hatte er im Kampfe verbracht, und als endlich der Tag graute, faßte er den größten der erschlagenen Seedrachten an der Flosse und schwamm dem Strande zu. Heller und heller wurde es, und da die Sonne aus den

Fluten stieg und mit goldenem Lichte Meer und Land überstrahlte, erblickte der kühne Schwimmer eine weite Strecke vor sich seinen Widerpart Breka und am Gestade, im Glanze der Morgensonne, den König Hugelich und seine Genossen. Mit Macht streckte er die Glieder, um den andern zu überholen, aber ihn hinderte das Seetier, welches er mitschleppte, und Breka erreichte vor ihm das Ufer. Beowulf schleuderte seine Beute auf den Strand und sprach: „Ich habe die Wette verloren, der da hat mich gehindert.“

Staunend betrachteten die Recken das tote Ungetüm, und König Hugelich sprach: „Die Goldkette hat Breka gewonnen, und er soll sie erhalten, du aber, mein wackerer Beowulf, hast größeres vollbracht, so nimm denn Nägling, mein bestes Schwert, und führe es in siegreichem Streite deinen Freunden zur Lust und den Feinden zum Leid!“

Schiffer brachten die Kunde von Grendels Unthaten ins Land der Goten, und — als Beowulf davon hörte, beschloß er gleich übers Meer zu fahren und den Unhold im Kampfe zu bestehen. Mit vierzehn wackern Gefellen ging er zu Schiffe und steuerte über die wogende Salzflut gen Dänenland. Glücklicherweise erreichten sie die Hasenbucht unfern der prächtig schimmernden Hirschburg, verankerten mit sicheren Ketten das Drachenschiff und stiegen ans Land. Da kam ihnen auf hurtigem Rosse der Strandwart entgegen und fragte: woher und wohin? — Ihm antwortete Beowulf: „Wir sind Leute aus dem Lande der Goten und kommen als Freunde. Sage mir, ist jene glänzende Halle die Hirschburg, die sich dein König herrlich erbaut?“

„Du sagest es; doch drinnen auf goldenem Throne sitzt seit Jahren die Sorge, ein unfroher Gast, und der Spielmann in der Burg heißt Kummer und sein Lied — Klage.“

„Garstige Namen; doch ich bringe das Glück und die Freude. Auf, meine treuen Genossen, und laßt uns eilen zur Königsborg!“ Stolz schritten sie den Hügel hinan, lehnten die Schilde an die Außenwand der Burg und ließen sich vor den König führen. Auf dem strahlenden Hochsitz thronte Rudigar mit seiner Gemahlin Waldiva und teilte goldene Spangen und Ketten an die Edlen des Volkes aus. Erstaunt schaute er auf die stolz hereintretenden gotischen Männer und befragte sie nach Namen und Herkunft.

Da trat einer vor und sprach: „Ich bin Beowulf, des Egdio Sohn und Vetter des Königs Hugelich von Gotland, und diese hier sind meine treuen Waffengefährten.“

„Beowulf!“ rief der alte König freudig überrascht, „Beowulf, der ruhmreiche Sohn meines Freundes Egdio! Gesegnet sei der Tag, da dich meine Augen schauen! Und nun heiße ich dich samt deinen Gefellen von Herzen willkommen in meiner Burg! Siehe, Waldiva, meine Gemahlin, das ist der Held, dessen Ruhm die Stalden singen auf weitem Erdenrund! Auf! laß rüsten das Mahl! Stellet die Tische! Holet den Met, den besten, die lieben Gäste sollen mir trefflich bewirtet werden!“ Da sprach Beowulf: „Nicht sind wir gefahren über die weite Salzflut, um bei reichen Gastgelagen zu schwelgen in König Rudigars Burg. Von meerbefahrenden Schiffen haben wir gehört, wie ein nächtlich schweifender Unhold dich schädigt an Gut und Blut schon Jahre hindurch; das trieb uns über die See, denn ich gedenke, den Riesen im Kampfe zu überwinden.“

Solcher kühnen Rede freute sich König Rudigar, und bald saß er mit seinen Gästen und den dänischen Recken im festlich geschmückten Metsaal an reich besetzter Tafel, bei leckerem Mahle und schlürfte mit ihnen aus blinkenden Hörnern den schäumenden Trank. Und der Spielmann schlug die Saiten der Harfe und hub an den Sang von Beowulfs rühmlichen Thaten zu Wasser und zu Lande, wie er die feindlichen Heere geschlagen im Schwedenkampfe und die Drachen und Nixe des Meeres getilgt und nun erschienen sei, um, aller Unholde Meister, den völkerverderbenden Grendel zu töten.

Das sang der Spielmann, und Dänen und Goten stimmten mit ein in das Lob, nur Hunfried nicht, ein stolzer dänischer Ritter, der blickte finster drein, und als das Lied geendet hatte, sprach er mit Unmut: „Mir ist kund geworden, daß einer den Beowulf im Schwimmen besiegt hat; ich glaube, der Mann hieß Breka, und wahrlich! auch unter uns sind Streiter, die nicht geringer sind an Mut und Heldenkraft als er.“

„Wenn du so tapfer bist, warum hast du den Grendel nicht längst erschlagen, edler Hunfried?“ fragte Beowulf.

„Auch du sollst ihn erst bestehen, drum rate ich dir, prahle nicht zu früh. Noch weißt du nicht, was es heißt, mit Grendel zu streiten.“

„Morgen, hoffe ich, wird deine Zunge sich schämen, solche Worte geschwätzt zu haben, denn heute Nacht schon gedenke ich den Unhold zu erschlagen.“

„Du gedachtest auch, den Breka zu besiegen, doch wer bekam die Goldkette aus König Hugelichs Hand?“

„Schweig, Hunfried!“ rief der König erzürnt.

„Es giebt nur einen unter der Sonne, der stark genug ist, Grendel zu bestehen, und dieser eine heißt nicht Hunfried, sondern Beowulf.“

Spät in der Nacht hatte das Gelage ein Ende, und die Helden begaben sich zur Ruhe. Und Beowulf legte Helm, Panzer und Schwert ab und sprach: „Der Riese erscheint unbewehrt, so geziemt es auch mir nicht, das Schwert zu gebrauchen und unter der Eisenhaube zu kämpfen. Mann gegen Mann und Kraft gegen Kraft; im Ringkampf hoffe ich ihn zu bezwingen.“

Das war wacker gesprochen; doch staunten die Goten nicht über die Heldenkühnheit ihres Führers; so und nicht anders mußte Beowulf handeln.

Bald war es still geworden in den weiten Hallen der Hirschburg. Alles schlief, selbst die Thorschwächter hatten das Haupt auf die Brust geneigt und waren in Schlaf gesunken; gar zu reichlich war heute für jedermann der Met geflossen.

Um Mitternacht kam vom Walde her eine riesige, schattenhafte Gestalt im nebelgrauen Mantel; es war Grendel, der Riese. Aus seinen Augen sprühten Feuerfunken. Das Wild des Waldes stob entsezt aus der Ähng dem bergenden Dickicht zu, und die Hunde erhoben ein klägliches Geheul. Nach der Hirschburg nahm der Unhold den Weg. Noch schliefen die Wächter; die Eisenpforten thaten sich auf, und er schritt in die Halle, wo die gotischen Recken schliefen. Da sah er reichliche Beute, und nicht einen der ruhenden Mannen wollte er verschonen. Mit seinen langen Eisenkrallen packte er einen, erwürgte und verschlang ihn. Im Nu war es geschehen, und er trottete weiter und langte mit den Eisenfingern nach Beowulf. Der Held fuhr auf und faßte die tastende Hand mit so festem Griff, daß der Unhold einen Schmerzensschrei ausstieß und wider die Wand taumelte mit solcher Wucht, daß die Halle erbebte und Helme, Panzer und Schwerter, blanke Schilde und goldener Bierat mit tönendem Geklirr auf den Estrich niederstürzten. Beowulfs Gefellen sprangen empor und griffen zu den Waffen. Von allen Seiten fielen scharfe Hiebe; doch siehe! Die Klingen bissen nicht an; Grendels Haut war durch Zauber vor jeder Verwundung gefeit. Immer fester umklammerte Beowulf des Riesen Hand, und fürchterlich raste dieser, um sich zu befreien. Aber der gewaltige Held gab nicht nach; er gebrauchte seine ganze Kraft, und — der Unhold entwich mit entseztlichem Geheul; den Arm samt der Achsel ließ er in Beowulfs Hand zurück.

In der Burg war's lebendig geworden. Die dänischen Recken eilten herbei; König Rudigar nahte

und seine Gemahlin Waldiwa, und alle schauten mit Grauen Beowulfs Siegestrophäe: Hand, Arm und Achsel des furchtbaren Grendel.

Auf allem Wegen strömten die Scharen des Volks nach der Hirschburg, die Siegesbeute anzustauen, die für jedermann sichtbar über dem Thore aufgehängt war, auch wollte jeder den Helden schauen, der Grendel, den furchtbaren Unhold, besiegt hatte. Beowulf zu Ehren wurden von den ritterlichen Dänen prächtige Kampfspiele aufgeführt, und König Rudigar warf mit vollen Händen Goldmünzen unter die frohbewegte Menge. Vor allem Volke umarmte der König den gewaltigen Helden und nannte ihn seinen lieben Sohn und Hort und Schirmer des Dänenreichs, und selbst Hunfried, der ihm gestern noch das Lob neidete und ihn mit kaltem Spotte zu kränken gesucht hatte, trat herzu, überreichte ihm sein Schwert und sprach: „Nimm es hin, Beowulf, es heißt Rausching und ist wohl wert, von deiner Heldenhand geführt zu werden.“

Bald rief das Horn zum Mahle. König Rudigar begab sich mit den Helden in den festlich geschmückten Metsaal, wo köstliche Speisen und Getränke von hurtigen Mägdelein aufgetragen wurden, während in den Höfen und Vorhallen der Burg das Volk reichlich bewirtet wurde; heute war jedermann des Königs Gast, gleichviel ob reich oder arm, und auch der Sängler fehlte nicht; er ließ die Saiten der Harfe erklingen und sang Beowulfs Ruhm und Preis, und alles Volk jauchzte dem Helden zu: es war ein Jubel, wie ihn noch keiner vernommen im Lande der Dänen.

In der folgenden Nacht stieg aus den Sumpfgewässern im Grendelwald ein Weib, schrecklich anzuschauen. Ihre Haare waren wie gleißende Schlangen, und aus ihren Augen schossen Feuerflammen. Es war Grendels Mutter; sie nahm ihren Weg nach der Hirschburg, um ihren Sohn an seinen Feinden zu rächen. Ungehindert gelangte sie durch das Thor und kam in den Saal, wo die dänischen Helden schliefen.

Einer von diesen erblickte sie und rief mit lauter Stimme die schlafenden Genossen an. Da sprangen sie alle empor und griffen zu den Waffen. Von allen Seiten bedrängt, verlor das Riesenweib den Mut; sie ergriff den trefflichen Ästher, König Rudigars liebsten Kampfgenossen, stürzte zum Saale hinaus, haschte vom Thore den Arm ihres Sohnes und floh mit raschen Schritten dem Walde zu.

Jedermann war entsezt über diesen neuen Frevel, und der König wehklagte mit lauter Stimme über den Tod seines treuen, klugen Ratgebers und

Streitgesellen Afther. Da sprach Beowulf: „Besser steht es einem Helden an, im Kampfe zu fallen, als seine Tage in Not und Jammer hinzubringen. Klage nicht, König Rudigar! Laß satteln mein Roß; ich will den Feind in seiner eignen Behausung auffuchen und mit ihm streiten.“

„Deiner Kühnheit, mein Sohn Beowulf, kommt nichts gleich auf dieser Erde!“ rief der König bewundernd aus. „Auf, meine Edeln! wir alle wollen den Helden begleiten nach den schaurigen Sümpfen des Grendelwaldes!“

den schäumenden Fluten tummelten sich greuliche Nixe, und Drachen kauerten auf den Felsenzacken und starrten mit funkelnden Augen den Reitern entgegen. Die Rosse bäumten sich und zitterten vor Furcht, und die Helden zauderten, dem gefährlichen Orte noch näher zu reiten. Beowulf allein empfand keine Furcht; er faßte seinen Speer, trat dicht an den Rand des Wassers, schlug und stach nach den wütigen Ungetümen, und es gelang ihm, eins davon zu erlegen und an das Ufer zu ziehen. Es war von ungeheurer Länge und hatte fußlange,



Bald sahen Goten und Dänen zu Rosse, und aus den Thoren der Hirschburg sprengte der Troß dem fernen Walde zu. Schon aus der Ferne vernahmen sie dumpfes Brausen und Rauschen. Das waren die wilden Waldwasser, die sich mit Tosen in die schaurigen Moorsümpfe niederstürzten, in denen Grendel mit seiner Sippe wohnte. Der Weg dorthin führte an jähem Abgründen vorüber, und als sie endlich ans Ziel gelangt waren, sahen sie mit Entsetzen Afthers Haupt auf einer hochragenden Felsenklippe, und ob solchem Anblick entsank manchem der Mut. Brausen und Tosen ringsumher, und in

Deutsche Jugend. XXII.

spitze Krallen an den Füßen.

„Ich gedenke nun in die Tiefe zu fahren,“ sprach Beowulf. „Sollte ich nicht wiederkommen, so wirst du, König Rudigar, dich meiner Gesellen annehmen und sie, wann es ihr Wille ist, heimfenden in unser Vaterland, auch ihnen die Schätze, die ich von deiner und deiner Edlen Huld empfangen, mitgeben für Hugelich, meinen Herrn und König, auf daß er erfahre, wie hoch ich geehrt worden bin von dir und deinem Volke und endlich im Kampfe mit Unholden einen nicht unrühmlichen Tod gefunden habe. Lebet wohl!“ Sprach's und sprang in voller

Rüstung in die gähnende Tiefe, daß die Nixe erschreckt auseinanderfuhren und das Wasser hoch aufsprang und über ihm zusammenschlug.

„Verloren!“ murmelten die nachschauenden Helden, „verloren, Held Beowulf!“

Doch den wackern Recken schützte seine treffliche Wehr. Mit dem Schwerte schlug er nach den langnasigen Ungeheuern und sank unverehrt bis auf den Grund des Wassers. Da kam die Riesin, Grendels Mutter, schüttelte zornig die Schlangenhaare, packte ihn an mit scharfen Krallen und zog ihn in eine prächtige Halle.

Beowulf hatte nicht Zeit, sich lange darin umzusehen, denn alsbald begann das Weib mit ihm den Kampf auf Leben und Tod. Er gedachte, sie mit dem Schwerte niederzuhauen, und führte gewaltige Streiche auf ihr Haupt, allein der Stahl biß nicht an; sie blieb unverletzt, packte den Gegner mit den Eisenkrallen und rang ihn mit übermenschlicher Kraft zu Boden; nun setzte sie ihm mit schwerer Wucht das Knie auf die Brust, drückte mit der Linken seinen Kopf auf den Boden und langte nach einem der Riesenschwerver. Mit hellem Zischen fauste die Waffe nieder auf seinen Hals, aber das eiserne Flechtwerk seiner Rüstung brach die Schärfe des Stahls; der Held blieb unverehrt; er raffte sich empor, entriß ihr das Schwert und streckte sie mit einem einzigen Hiebe tot zu Boden. In diesem Augenblick flackerte das Feuer auf dem Herde der Halle hell auf, und Beowulf erblickte Grendel, der da auf einer Matte ausgestreckt lag und ihn mit großen Augen anzustarren schien. Der Held trat herzu und schlug dem Riesen mit einem Schwertstreiche den Kopf ab, doch die Gestalt blieb ganz ohne Bewegung, und Beowulf wußte nun, daß Grendel schon tot gewesen war, und er wunderte sich nicht wenig, als er sah, daß aus der Wunde, die er ihm geschlagen, viel Blut strömte, und das war von so großer Zauberkraft, daß sein Schwert davon bis auf das Hest zerschmolz, also daß er nur noch den Griff in der Hand behielt. Diesen und Grendels Haupt wollte er als Zeichen seines siegreichen Kampfes mitnehmen; die unermesslichen Schätze, welche die Halle barg, würdigte er kaum eines Blickes.

Viele Stunden lang hatten seine treuen Gefellen auf ihn gewartet. Schon war ihre Hoffnung, den geliebten Herrn noch einmal lebend wiederzusehen, fast gänzlich geschwunden; schon erhob sich in den Reihen wehmütige Klage um den Hingang des unvergleichlichen Helden; schon wollten sie die Rosse besteigen, um den Ort so furchtbarer Schrecken zu

verlassen: da sahen sie, wie das blutgefärbte Wasser von unten her heftig bewegt ward und das Drachengeier unruhig hin und her schoß; auftauchte zu aller Entsetzen Grendels schrecklich entstelltes Haupt, und schon wandten sich die minder Beherzten zur Flucht, als Beowulfs Helm sichtbar ward und seine Rechte mit dem Schwertgriff nach den Ungetümen schlug, die ihn verderbendrohend umringten. Unverehrt gewann der Held das rettende Ufer, und mit lautem Jubelgeschrei umringten ihn seine Gefährten. Groß und gewaltig stand er da und atmete mit Wohlbehagen die reineren Lüfte der Erde, legte dann Helm und Brünne ab und reinigte Haupt und Leib vom Schlamm der dunkeln Gewässer.

Bald machte sich der Zug auf den Weg nach der Hirschburg. Auf einer hohen Stange ward Grendels Kopf von vier der Stärksten vorangetragen, und wohin sie kamen, da verbreiteten sie Schrecken und hinterher unermessliche Freude. In dichten Scharen strömte das Volk dem Zuge nach, und die weiten Höfe und Hallen der Königsburg hatten nicht Raum, die Überzahl der Menge zu fassen.

Beowulf ward wie ein Gott verehrt, und von allen Seiten wurden ihm die kostbarsten Geschenke dargebracht. König Rudigar verlieh ihm außer andern Kleinoden ein prachtvolles goldenes Banner, Helm, Brünne und Schwert und acht edle Rosse seines Stalles, darunter mit kostbarem Gezäume und Sattelzeug sein eigenes Schlachtroß, den schnellsten und herrlichsten Renner des Dänenlandes. Die Königin überreichte ihm mit huldreichen Worten zwei goldene Armspangen, ein golddurchwirktes Festgewand und einen aus lauter funkelnden Edelsteinen gefügten Halsreifen von unschätzbarem Werte. Auch seine Gefährten wurden reich beschenkt, und die rauschenden Festgelage in der Hirschburg wollten schier kein Ende nehmen. Nach vielen Tagen der Lust und Freude rüsteten sich die Goten endlich zur Abfahrt. Die reichen Geschenke wurden zu Schiff gebracht und dort sorglich geborgen. Schwer wurde dem Könige Rudigar der Abschied von Beowulf. Thränen rannen dem Alten in den Bart, und er sprach: „Mein Sohn Beowulf! es thut meinem Herzen sehr leid, daß du mich nun verlassen willst für alle Zeiten. Meine alten schlachtgewohnten Augen haben sich an deiner Heldengröße geweidet, und an den weisheitsvollen Worten deines Mundes hat sich mein gramgebeugter Geist wieder aufgerichtet wie die glutversenkte Ahr nach einem erquickenden Regen. Ich vermag nicht, dich länger zu halten, da es dein fester Wille ist, von hinnen zu ziehen. Das bitte ich aber: bleibe mir in Freundschaft gezogen

auch im fernen Lande und laß uns einander von Zeit zu Zeit durch Sendboten begrüßen. Zwar bin ich alt und darf nicht hoffen, noch lange auf der Männererde zu wandeln; bewahre, wenn ich nicht mehr bin, auch meinem Erben die Treue und Sorge, daß Goten und Dänen in Treue verbunden bleiben bis in die fernsten Zeiten. Fahre wohl!"

Durch die dichtgecharte Volksmenge schritt Beowulf mit seinen Recken an den Hafen und ging zu Schiffe. Die Anker wurden gelichtet, der Drache erhob sein Haupt, und unter des Volkes lautem Zuruf schwamm das Schiff aufs offene Meer hinaus.

Die See war ruhig; freundlich lachte die Sonne vom blauen Himmel; ein mäßiger Fahrwind blies in die Segel, und so erreichten die Helden ohne Unfall den heimischen Strand. Wie staunten die Goten, als das Schiff anlegte und die prächtigen Dänenrosse ans Land geführt wurden! Und als nun gar all' die goldenen und silbernen Kleinode entladen wurden und sich die Kunde von Beowulfs gewaltigen Thaten verbreitete, war der Name des Helden bald in aller Mund, und sein Ruhm erscholl bis an die äußersten Grenzen des Landes. König Hugelich war sehr stolz auf seinen herrlichen Vetter und bereitete ihm einen festlichen Empfang in seinem Palaße. Des freute sich Beowulf, und er überreichte der Königin das kostbare Halsband von Edelsteinen und eine Büfenspange und sprach: „Aus dem Juwelenkrein der Dänenkönigin Waldiwa stammt der Schmuck, und er ist wohl wert, von dir, meine edle Königin, getragen zu werden.“

Dem Könige schenkte er vier der trefflichsten Dänenrosse und ein Schlachtschwert, das er von Rudigar erhalten hatte, und Hugelich war von der Herzengüte und Heldengröße seines Veters so entzückt, daß er ihm eine königliche Burg samt einem Teil seines Reiches als Eigentum übergab.

Nicht lange darauf fielen friesishe Seefahrer in das Gotenland ein, raubten und plünderten und fuhren mit reicher Beute von dannen. König Hugelich war so erbittert darüber, daß er dem Friesenkönige den Krieg ankündigte. Aber sein Heer war schlecht gerüstet; die Friesen dagegen waren ein gar tapferes, streitbares Volk, und als es zur Schlacht kam, wurden die Goten trotz Beowulfs gewaltigen Thaten überwunden, und König Hugelich selbst fiel in der Schlacht.

Nun wollte das Gotenvolk Beowulf zum Könige machen, und Hugelichs Gemahlin selbst bot ihm Thron und Reich an; er aber sprach: „das sei fern von mir, mein Haupt mit der Gotenkronen zu schmücken, so lange noch ein Sproß des edlen Hugelich

auf Erden wandelt. Dem Knaben Hartrat gebührt die Herrschaft, und weil sein Arm noch nicht stark genug ist, Schwert und Speer zu führen, so will ich seine rechte Hand sein und an seiner Statt die Marken des Landes schützen wider alle Feinde. Komm her, mein Sohn!"

Der Knabe trat herzu, und Beowulf hob ihn auf den Schild und rief: „Seht! ihr gotischen Völker! das ist euer König!" Alles Volk jauchzte dem Knaben zu, und so war nun Hartrat König der Goten, der eigentliche Herrscher des Landes aber hieß Beowulf, und vor seinem Namen zitterten alle Feinde des Reiches. Wagte es einmal ein beute-lüfterner Nachbar, über die Grenze zu dringen, so kam Beowulf mit einer Schar auserlesener Krieger wie der Sturmwind über ihn hergeföhren, und vor ihm stoben die feindlichen Reihen auseinander wie die Lämmerherde vor dem grimmigen Wolfe. Bald herrschte Ruhe und Frieden an allen Grenzen des Reiches, und unter Beowulfs mächtigem Schutze konnte das Volk sicher wohnen und seine Habe mehren, ohne Furcht, daß die Frucht seiner Arbeit eine Beute des Feindes werden könnte.

Hartrat wuchs heran und ward ein schöner, kräftiger Jüngling, der sein Volk liebte und auch den Fremdling an seinem Hofe gastlich bewirtete. Einst weilten schwedische Recken als Gäste in seiner Burg, und obwohl er milden, versöhnlichen Sinnes war, geriet er doch eines Tages mit ihnen in Streit; es kam zum Schwertkampf, und der junge König wurde in seinem eignen Hause erschlagen. Zwar mußte auch der Mörder die Bluthat mit dem Leben büßen, sein Bruder aber entfloh nach Schweden und ward nach seines Vaters Tode König dieses Landes.

Nun war Beowulf der nächste Erbe des gotischen Thrones, und er folgte dem Rufe des ganzen Volkes und setzte sich die Herrscherkrone auf das Heldehaupt, und wie er da stand im königlichen Schmucke, den Herrscherstab in der Hand, alle andern Recken weit überragend, da beugte sich jedermann in Bewunderung und Ehrfurcht vor dem gewaltigen Manne und gelobte ihm Gehorsam und Treue bis in den Tod. Er aber hob die Rechte zum Schwur empor und sprach: „Dir, mein Gotenvolk, gehört von dieser Stunde an mein Herz und meine Hand, mein ganzes Sinnen und Sorgen früh und spät, und so lange mir die ewigen Götter das Leben schenken, will ich mit besten Kräften meines königlichen Amtes walten, meinem Volke zum Segen und unsern Feinden zum Leid.“ Und der Held hat sein Wort treu gehalten bis an den Tag seines Todes. Er war ein sorgender Vater und milder, doch gerechter Richter seines

Landes, und nachdem der junge Schwedenkönig, der den Tod seines Bruders an dem Gotenvolke rächen wollte, mit dem größten Teil seiner Kriegsmacht von Beowulf vernichtet war, befiel Furcht und Schrecken die Völker an seinen Grenzen, und kein Feind wagte es fürderhin, wider die Goten das Schwert zu erheben, so lange Beowulf lebte.

Nahezu fünfzig Jahre hatte Beowulf das Herrschercepter geführt, und fast ebensolange hatten des Krieges Werkzeuge unbenutzt in den Waffenkammern geruht; schon war der König alt geworden, und er dachte nicht mehr an Kampf und Streit: da wurde zum Unheil des Landes ein Feind aus vielhundertjährigem Schlafe erweckt, der an Furchtbarkeit den schrecklichen Grendel noch weit übertraf; dieser Feind war ein geflügelter, feuriger Drache, der auf einem hohen Berge nahe am Meeresstrande in einer Höhle seine unermesslichen Schätze hütete. In mehr als hundert Jahren hatte keines Menschen Fuß den Berg erstiegen; denn schroff und steil fiel er nach allen Seiten ab, und der einzige Pfad, welcher auf den Gipfel führte, war mit dornigem Gestrüpp aller Art überwachsen und schwer zu finden.

Da geschah es, daß ein ungetreuer Knecht, der von seinem Herrn aus dem Dienste entlassen war, obdachlos im Lande umherirrte und auch an den Fuß des Drachenberges kam. Er bemerkte den Pfad und kletterte mühsam darauf empor, bis er den Gipfel erreicht hatte, da sah er zu seiner größten Verwunderung eine offene Höhle, welche von einem milden, rötlichen Lichte erleuchtet war. Das reizte seine Neugierde, und obwohl er vor Furcht zitterte, schlich er doch langsam und geräuschlos bis an den Eingang und stand starr vor Entsetzen; denn vor ihm auf allerlei goldenen und silbernen Geräten und strahlenden Kronen und Diademen lag ein ungeheurer Drache, aus dessen Rüstern Rauch wirbelte und Feuerflammen sprühten. Das Ungetüm schien fest zu schlafen; denn es regte sich nicht, und die Augen waren geschlossen. Da faßte sich der Knecht ein Herz, streckte die Hand aus, hob eine goldene Kanne vom Boden auf und schlich leise und atemlos, wie er gekommen, von der gefährlichen Höhle wieder fort. Glücklicherweise gelangte er bis an den Fuß des Berges, und da erst wagte er, seinen Raub näher zu betrachten. Es war gewiß ein köstliches Kleinod, denn in allen Farben des Regenbogens brachen sich die Sonnenstrahlen in dem Edelgestein des Deckels. Triumphierend ging er zu seinem Herrn und zeigte ihm den Schatz. Der erkannte sogleich den hohen Wert desselben, und um diesen Preis vergab er dem Knechte seine Missethat und nahm ihn wieder in Dienst.

Als der Drache aus dem Schlafe erwachte, witterte er sogleich die Spur des Menschen, musterte seinen Hort und bemerkte den Verlust der Kanne. Da fuhr er zornig aus der Höhle, richtete sich hoch in die Luft empor, riß den Rachen weit auf, stieß gewaltige Feuerfarben aus seinem Schlunde und erhob ein solches Donnergebrüll, daß Menschen und Tiere in weitem Umkreise erschrafen und ein schützendes Obdach suchten. Da half aber kein Dach und Fach; der Drache kam von seinem Berge in das Land herniedergeflogen, entzündete mit seinem Feueratem Höfe und Dörfer und tötete jedes lebende Wesen, das er auf seinem Fluge antraf. Weite Strecken des fruchtbaren Gotenlandes wurden so in kurzer Zeit verwüstet, und alltäglich wurden viele Menschen eine Beute des Feindes.

König Beowulf hörte seines geliebten Volkes Jammergeschrei, und trotz seines hohen Alters beschloß der unverzagte Held, sich dem Drachen zum Zweikampf zu stellen. Er ließ sich einen Schild von Eisen schmieden, groß genug, die ganze Gestalt zu decken, legte seine beste Rüstung an und begab sich unter Führung des räuberischen Knechts, der alles Unheil über das Land gebracht hatte, mit elf seiner besten Streiter auf den Berg des Drachen. Als sie den Gipfel erstiegen hatten, rasteten sie ein wenig in einem Gebüsch und sahen in kurzer Entfernung die Höhle, aus deren Spalt ein Strom siedenden Wassers qualmend und zischend hervorschoß.

„Haltet euch hier im Versteck; ich will hingehen und das Ungetüm zum Kampfe aufrufen. Gelingt es mir nicht, es allein zu überwinden, so möget ihr mir zu Hilfe eilen. Sollte ich fallen, so lebet alle wohl und grüßet mein Volk.“

Nach diesen Worten trat der herrliche Held, bewehrt mit Schwert und Schild, kühnen Mutes auf den freien Platz hinaus und rief mit lauter Stimme den schlafenden Feind an. Der Drache erhob sich, brüllte, peitschte mit dem Schwanz die Wände seiner Höhle und näherte sich, Rauch und Flammen aus den Rüstern blasend, mit offenem Rachen seinem Widersacher. Es war ein entsetzlicher Anblick, und den zuschauenden Recken sträubte sich das Haar vor Grauen. Als nun aber der gräßliche Lindwurm sich hoch aufrichtete und sich unter Feuerflammen und Donnergebrüll auf Beowulf niederstürzte, da befiel die Ritter so maßlose Furcht, daß ihrer zehn die Flucht ergriffen, und nur einer, der edle Wigleif, eilte seinem bedrängten Herrn zu Hilfe. Als der Drache ihn erblickte, ließ er von dem Könige ab und wandte sich gegen Wigleif. Dieser erschraf und suchte sich mit seinem Schilde zu decken. Der

Schild aber war von Holz, und er entzündete sich und brannte hell auf, und mit Entsetzen schleuderte ihn der Held aus der Hand und flüchtete sich hinter den Schild seines Herrn, der bessere Deckung wider die heiße Lohe gewährte.

auf den König, packte mit den Zähnen die Erzringe an seinem Halse und zermalnte sie wie dürre Holzstäbe, und nun wäre der Held verloren gewesen, wenn nicht Wigleif geholfen hätte. Dieser hatte sich auf ein Knie niedergelassen und stieß nun mit aller



Einen Augenblick ruhte der Kampf, und die Gegner maßen sich mit feindseligen Blicken. Beowulf war noch unverfehrt, und er trachtete danach, dem Wurm das Schwert in die Weichen des Leibes stoßen zu können; denn auf dem Rücken war dieser ganz unverwundbar; kein noch so gewaltiger Schwert hieb drang durch den Schuppenpanzer.

Wiederum stürzte sich der Drache mit Gebrüll

Macht sein Schwert bis an das Heft dem Wurm in den Leib. Hoch auf schoß der wunde Drache und stieß ein betäubendes Schmerzgebrüll aus; aber er war noch nicht tödlich getroffen und wandte sich in rasender Wut noch einmal gegen Beowulf. Ein kräftiger Schwertstoß des Königs durchbohrte ihm von innen den Hals, so daß die Spitze am Nacken hervordrang, und das Ungetüm heulte noch ein

paar mal laut auf und stürzte alsdann leblos in den Sand.

Aber auch Beowulf hatte die Todeswunde empfangen. Der Zahn des Drachen war ihm in die Ader des Halses gedrungen und hatte sein Blut vergiftet. Er fühlte seine Kräfte schwinden, setzte sich auf den Körper des Drachen, stützte sich schwer auf den Schild und ließ sein Haupt auf die Brust sinken.

Wigleif erschrak, eilte nach der Quelle und holte im Helm frisches Wasser für seinen Herrn. Damit neigte er ihm Stirn und Lippen, und der todwunde König schlug die Augen auf und sprach: „Es geht zu Ende, mein treuer Wigleif; nur wenige Augenblicke noch habe ich zu leben. Doch ich sterbe gern, nun mein Land von der schrecklichen Plage befreit ist. Deiner Hilfe danke ich den Sieg über den Wurm. Du bist der Erbe meines Thrones, und ich scheid mit ruhigem Herzen, da ich weiß, daß du meinem Volke ein Vater und treuer Hort sein wirst. Auf! hole die Schätze des Drachen aus der Höhle, auf daß meine Augen schauen die letzte Siegesbeute, die ich meinem Volke gewonnen!“

Wigleif eilte in die Höhle und trug eine unschätzbare Menge an Kleinoden herbei: herrliche Kronen und Diademe aus Gold und Edelgestein, Becher, Krannen, Spangen und Ringe, Helme, Schwerter und Brünnen, alles aus gebiegenem Golde. Mit Lächeln überblickte der König den Hort, und er reichte dem treuen Gefellen die Hand und sprach mit schwacher Stimme: „Alles für mein Volk, Wigleif, für mein Volk! Und nun noch eins, mein Sohn! Siehe, drüben jenes ragende Vorgebirg! Es ist der Walfischberg, und an seinem Fuße rauscht das brandende Meer. Laß mir dort den Totenhügel errichten und pflanze auf mein Grab das goldene Banner als einziges Denkmal. Lebe wohl!“

Das waren die letzten Worte des gewaltigen Beowulf; er war tot, und Wigleif bettete ihn auf den Schild, barg sein Haupt an des Helden Brust und weinte um ihn, wie ein Sohn um seinen Vater. Nun kamen auch die ungetreuen Genossen zagend herbei und wollten den Toten beklagen. Da ergrimmete Wigleif im Zorne, und er sprang auf, zog sein Schwert und sprach: „Wage es einer von euch, diese heilige Stätte zu entweihen, und es ist der letzte Augenblick seines Lebens! Feiglinge seid ihr

und nicht wert, meines erhabenen Königs Heldenantlitz zu schauen. Ich, der Erbe des großen Beowulf, verbanne euch aus dem Vaterlande, verbanne euch von Herd und Heimat und gebiete euch bei eurem Leben, noch in dieser Stunde den heiligen Boden zu verlassen; denn für Verräter hat das Land des großen Beowulf keinen Raum. Weichet von hinnen, ehrlose Vuben!“

Das war harte, aber gerechte Strafe für die feigen Gefellen, und sie zogen von dannen ohne Scheidegruß, ohne Trostwort aus Freundesmund, und ihren Namen nannte niemand mehr im Gotenlande.

Lautes Wehklagen erscholl im ganzen Lande um Beowulf, den edelsten und größten König, der je auf einem Hochsitz gethront. Von nah und fern begab sich das Volk auf die Wallfahrt, um den geliebten Herrn noch einmal von Angesicht zu sehen. Wigleif ließ den Hort des Drachen zur Schau ausstellen und befragte das versammelte Volk, ob die Schätze verteilt werden sollten.

„Das sei fern!“ erwiderten einstimmig die edeln Goten. „Was unser König mit seinem Leben bezahlt hat, daran soll niemand eitle Freude haben. Der Hort, durch den so großes Leid über uns gekommen, werde versenkt in den dunkeln Schoß der Erde.“ Solcher Rat gefiel dem edlen Wigleif, und er that nach dem Willen des Volkes.

Auf dem Gipfel des Walfischberges stand, mit blanken Schilden und Brünnen herrlich geschmückt, der Scheiterhaufen, auf den die Leiche des toten Herrschers gelegt ward.

Edle Gotenfürsten traten mit brennenden Fackeln heran und entfachten die Flamme. Die Lohe schlug auf, Rauch wirbelte empor, und das Knistern und Zischen der Flamme wurde übertönt von der lauten Klage des Volkes. Beowulf war nicht mehr. Seine Asche wurde in einer goldenen Urne in die Erde gesenkt, und als das goldene Banner über der Gruft flatterte, ritten zwölf der edelsten gotischen Helden um den Hügel und sangen dem großen Könige das Totenlied. Sein dankbares Volk vergaß ihn nimmer, und wenn vorüberfahrende Schiffer das goldene Banner erblickten, so deuteten sie darauf hin und sprachen mit Ehrfurcht: „Dort ist Beowulfs Burg; unter dem Banner schläft der große Gotenkönig.“

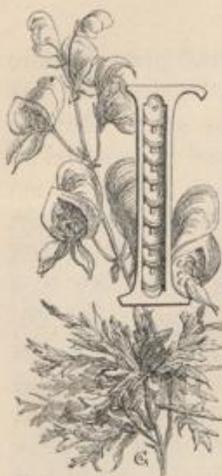


Das Nil- oder Flußpferd.

(Hippopotamus amphibius.)

Von A. W. Grube.

Illustration von W. Soppmann.



In meiner Skizze über das Nashorn (Bd. XXI, S. 179) hatte ich bereits bemerkt, dieses Riesentier sei so plump und ungeschlacht, daß neben ihm der viel massigere und größere Elefant, weil er höher aufragt, noch schlank erscheine. Dennoch wird das Rhinoceros an Plumpheit und Mißgestalt noch von einem anderen Dickhäuter übertroffen, nämlich vom Flußpferd.

Es ist ebenso lang und hoch wie das Nashorn (im Durchschnitt 4 m bei $1\frac{1}{2}$ m Schulterhöhe), da es aber kürzere Beine hat, so hängt sein dicker, fetter Bauch viel tiefer herab, oft so sehr, daß er den Schlamm Boden streift, auf welchem das Tier mit Vorliebe sich bewegt.

Freunde des Wassers und Sumpfes sind alle diese Vielhüser und Dickhäuter; das Flußpferd lebt aber fast mehr im Wasser als auf dem Lande, weshalb es mit Recht die erste Hälfte seines Namens empfangen hat. An die zweite Hälfte, nämlich an das Pferd, erinnert aber lediglich nichts, weder der breite unförmliche Kopf, noch der dicke wie ein Faß gestaltete Leib, noch der unbehaarte, glatte, sehr elastische Schwanz, noch endlich der vierzehige Fuß. Der kolossale Kopf ist fast viereckig und so lang, daß er nahezu den dritten Teil der ganzen Körperlänge ausmacht. Wenn derselbe mit seiner Oberfläche aus dem Wasser aufragt, vorn mit den bogig schlißförmigen Naslöchern, mit den weit nach hinten gerückten kleinen Augen, den kleinen hinter die Augen gestellten Ohren, welche sich beim Schwimmen fast ganz zurücklegen: so gewährt das einen höchst eigentümlichen, unheimlichen Anblick. Von weitem mag die Seitenansicht an den Kopf eines schwimmenden Pferdes erinnern haben. Auch von der Stimme fabelte man, sie gleiche dem Wiehern des Pferdes, während sie doch mehr dem Grunzen des Ochsen ähnelt.

Die Stellung der Naslöcher und Augen in dem breiten und langen Kopfe erleichtert nicht wenig das Schwimmen des massigen Leibes, während die kurzen Beine nach vorn gestellte Zehen haben, die mit Schwimmhäuten versehen sind und sehr kräftige Ruder bilden. Doch auch das Untertauchen wird

dem Tiere leicht, und es geht gern auf den Grund seichter Flüsse und Landseen, um die Wasserpflanzen abzuweiden. Selbstverständlich muß es nach kürzerer oder längerer Pause wieder emporsteigen, um Luft zu schöpfen.

Man hat unser Kind mit einem schmückenden Beiwort das „breitmäulige“ genannt; das allbreitmäuligste und großmäuligste Tier unter den Pflanzenfressern ist aber das Flußpferd; seine unförmliche Schnauze verbreitert sich noch nach vorn zu, und wenn das Ungetüm das Niesenmaul aufsperrt und seine gewaltigen Schneide-, Eck- und Backenzähne zeigt — die Eckzähne, leicht gebogen, erreichen eine Länge von 2 Fuß —: so überkommt uns ein leichtes Gruseln, obgleich diese Zähne kein Blut vergießen, kein Fleisch zerreißen und keine Knochen zermalmen, sondern nur saftige Kräuter abreißen und zerarbeiten. Wenn der Riese bei Nacht sich in die Pflanzungen der Menschen landeinwärts begiebt, dann kann er freilich an denselben großen Schaden thun, da er zu seinem Lebensunterhalt auch riesiger Massen von Nahrungsstoffen bedarf. Allein er thut weder Menschen noch Tieren ein Leid, wofür man ihn in Ruhe läßt, und zieht sich schnell ins Wasser zurück, das seine natürliche Festung bildet, wenn man ihm nachstellt.

Sicher vor der Wordwaffe des Menschen ist er freilich auch dort nicht: man harpuniert ihn wie den Walfisch. Ist aber die Eisenspiße nicht tief eingedrungen und die Wunde nicht tödlich, dann verliert das träge, phlegmatische Tier seinen Gleichmut und greift seine Jäger an. Es wirft sich in furchtbarem Zorn auf den Rachen, wirft ihn um, zertrümmert ihn, und die Insassen dürfen von Glück sagen, wenn sie sich retten können. So geschah es auf einer Jagd, welche der deutsche Reisende Rüppell im Jahr 1829 am oberen Nil, in der Landschaft Dongola, veranstaltete. Der vier Stunden lange Kampf in der Dunkelheit der Nacht war schauerlich. Eins der größten Tiere, ein Bulle, stürzte sich, als er die beiden Harpuniere in dem Rahn erblickte, mit einem gewaltigen Satz auf sie, zertrümmerte den Rahn und die Jäger entkamen nur mit genauer Not. Von 25 Kugeln, aus großer Nähe auf den Kopf des Tieres geschossen, hatte nur eine einzige

die Haut und den Knochen bei der Nase durchdrungen; die anderen waren in dem dicken Fell stecken geblieben. Fünf Kugeln aus dem Standrohr, in Entfernung von wenigen Schritten gefeuert, gaben ihm endlich den Rest.

In Südafrika, namentlich am Zambesi und seinen Nebenflüssen, bilden die Flußpferdjäger eine besondere Kaste; sie ziehen auf monatelange Reisen aus und führen Weiber und Kinder, Kochtöpfe und Schlasmatten in ihren Baumkähnen mit sich. Die kurze eiserne Harpune wird in das Ende einer langen Stange eingefest; da sie sich jedoch ablösen soll, wird sie an einem langen Seile aus Pflanzenfasern befestigt, das um die ganze Länge der Stange gewunden ist. Am liebsten beschleicht man das in der Mittagshitze am Uferschilf schlafende Tier. Zwei Männer rudern in ihrem leicht beweglichen Baumkahn ganz leise heran. Der Schütz zielt und schleudert mit aller Kraft seine Harpune auf das bewußtlose Opfer, während der gewandte Steuermann den leichten Kahn mit seinem breiten Ruder schnell zurücktreibt. Die Kraft des Stoßes trennt die Harpune von ihrem mit dem Seil umwickelten Stiele. Sinkt das Tier in die Tiefe, so deutet die Schwimmblase, die man an dem Seil angebracht hat, die Stelle an, wo das Tier gesunken ist.

Die dortigen Neger stellen an den Ufern des Stromes auch große Fallen auf, an den Wechsellern und auf den Pfaden, welche die Flußpferde kenntlich genug sich gebahnt haben, um zu grasen. Die ungeheuren Lippen des Tieres wirken wie eine Mähmaschine und bilden auf der Grassfläche, wenn es frisst, einen Weg von scharf abgerupftem Grase. Dort errichtet man hohe gabelförmige Pfähle oder schlanke Baumstämme, an deren Spitze ein 5 bis 6 Fuß langer Balken lose befestigt wird, der mit einer Speerspitze oder einem scharfen Nagel von sehr hartem Holz bewaffnet ist. Diese Spitze ist mit Gift überzogen. Ein daran befestigter Strick hängt auf den Weg herab, und wenn das Tier darauf tritt, fällt die tödliche Waffe auf seinen Kopf oder Rücken.

Vor Zeiten gab es sogar in Europa, z. B. am Arnofluß in Italien, noch Flußpferde, — und daß sie in Ägypten nicht selten waren, beweist der Name „Nilpferd“, der gegenwärtig fast schon unpassend geworden ist, da am ägyptischen Nil kein Flußpferd mehr haust. Wo der Ackerbau sich ausbreitet, muß dieser Vieles zurückweichen. Um so wertvoller wird das Tier für unsere zoologischen Gärten und unsere Tierbudens. Als das erste im Jahr 1850 nach London kam, verdoppelte sich die Zahl der Besucher des zoologischen Gartens. Welche Mühe hatte es aber auch gekostet, einen solchen Riesen nach Europa

zu bringen! Mit Hilfe des Generalkonsuls in Kairo hatte man den Vizekönig von Ägypten für das Unternehmen gewonnen, der eine ganze Abteilung von Soldaten und gewandten Jägern nach Nubien sandte. Es gelang, ein drei Tage altes Kalb auf Obaysch, einer Insel im Weißen Nil, zu fangen. Das Tier war damals noch so wenig schwer, daß der Anführer der Jagdgesellschaft es auf den Arm nahm, um es in das Schiff zu tragen. Der Gefangene sträubte sich aber, und da seine Haut sehr glatt und schlüpfrig war, machte er sich los und eilte ins Wasser. Sofort bediente sich der Jäger seines Spießes mit der Harpune, hielt das Tier fest, und so ward es abermals gefangen. Wohl war es verwundet, doch die Wunde war nicht gefährlich und heilte schnell. Sein Transport bis Kairo dauerte sechs Monate. Die Reise nach England machte das Riesenkind in einem eigens zu diesem Zweck gebauten Dampfer, in dessen Raum ein großer Wasserbehälter zu seinem Aufenthalt bestimmt war.

Nicht minder groß war das Aufsehen, das die Ankunft des ersten Flußpferdes im alten Rom erregte. Es war im Jahr 58 v. Chr., als Marcus Scaurus (der Schwiegersohn Sullas) Abil war und bereits eine unsinnige Verschwendung des Staatseinkommens begann. Scaurus hatte ein Theater mit 80,000 Sitzen erbauen lassen, nur um das Volk für einen Monat zu belustigen. Zur Befriedigung der Schaulust wurden wilde Tiere aus Afrika und Asien herbeigeschafft. Man hatte auch ein Flußpferd vom oberen ägyptischen Nil geholt und es folgten ihm bald noch mehrere nach. Der Kaiser Commodus erlegte — nach dem Bericht eines Zeitgenossen — an einem Tage fünf Nilpferde! Doch schon gegen Ende des vierten Jahrhunderts nach Chr. waren sie aus Ägypten verschwunden und hatten sich nach Nubien hinaufgezogen.

Auch den Bewohnern Palästinas war das Nilpferd nicht unbekannt geblieben; in der Bibel wird es nach einem koptischen Namen „Behemoth“, d. i. Wassertier genannt, und der Verfasser des Buches Hiob feiert es mit einem prachtvollen Liede, das auch naturhistorisch im ganzen treffend und charakteristisch ist. Die friedliche Natur des Pflanzenfressers wird angedeutet durch die schöne Stelle, daß sein Schöpfer für ihn das Schwert führt und neben ihm das Wild des Feldes getrost spielen darf. An die riesigen vorsintflutlichen Tiere erinnert der starke Leib, in welchem die schöpferische Urkraft sich verherrlicht hat. „Das erste der Werke Gottes.“

Im 40. Kapitel des Buches Hiob, vom 10. bis 19. Verse heißt es:

Der Behemoth, sieh', ich schuf ihn wie dich,
Der Gras gleich Ochsen frisst.
Schau seiner Hüften Bucht,
Er beugt den ebergleichen Schwanz,
Die verschlungenen Sehnen der Lenden.

Wo alles Wild des Feldes spielt.
Unter Lotosbüschen liegt er
In Rohrgebüsch und Sumpf;
Lotos baut ihm Schattenlauben,
Uferweiden decken ihn.



Röhren von Erz sein Gebein,
Eisenstäbe seine Knochen.
Er ist der Werke Gottes erstes;
Sein Schöpfer führt das Schwert für ihn,
Denn Futter tragen ihm die Hügel.

Der Strom überwallt ihn
Er achtet es nicht!
Er bleibt, wenn ihm ins Maul ein Jordan dringt.
Noch fängt man ihn vor seinen Augen,
Durchbohrt in Schlingen die Nase ihm.

Odins Sprüche.

Nach der Edda-Bearbeitung von Werner Sahn.

1.

Früh auf — vom Lager!
Schnell aus — zum Hofe!
Ob rüsten oder rasten die Knechte?
Wie vieles verträumt,
Wer die Frühe verträumt!
Früh Beginn ist halb Gewinn.

2.

Nach Eignem strebe,
Wenn's auch nur klein ist!
Daheim bist du der Herr.

Im Stall zwei Ziegen,
Ein Strohdachhaus, —
Wie viel ist's besser als betteln!

3.

Nur das ist Freundschaft,
Fest und sicher,
Wo jeder alles sagt.
Wer dir zu Willen
Worte wählt,
Der hat den Bund gebrochen.

Schweizerfagen.

Von

Adolf Frey.



Die Pestleute.

Als die Pest in Bünden hauste, schlichen zwei alte kleine Wesen, ein Männlein und ein Weiblein, auch ins benachbarte Prätigau: er trug eine Schaufel, sie einen Besen. An der Grenze der beiden Gebiete, hoch oben auf dem Gebirge, sagte er: „Ich gehe ins Gebirge hinauf und schaufte zu Thal; du segst in die Tiefe!“ In Pradisla kehrten sie in ein Wirtshaus ein, wo Wirt und Gäste über das seltsame Paar nicht wenig staunten. In der Linken trug er einen schweren, eisenbeschlagenen Bergstock, in der Rechten die auf der Schulter ruhende Schaufel, während das Weibchen einen Besen führte. Unter ihrer zerknitterten Florkappe hervor schauten die gefurchte Stirn und schneeweiße spärliche Locken.

Für das Nachtlager und den bescheidenen Imbiß, um den sie abends gebeten, wollte ihnen der Wirt am folgenden Morgen nichts anrechnen; aber er geriet in nicht geringes Erstaunen, als das Pärchen beim Weggehen auf den Mittag ein Festessen für mindestens dreißig Personen bestellte. Ohne Zaudern schlachtete er ein fettes Kalb und ließ in der Küche tüchtig braten und kochen. Schlag zwölf Uhr kamen die beiden richtig herangehumpelt und das Männchen sagte, es habe heute schon recht schaffen gearbeitet. Ohne daß ein Gast erschienen wäre, gab es dem Wirte Weisung zum Auftragen und lächelte eigentümlich dabei.

Darauf setzten sie sich zu Tisch und verschlangen mit unnatürlichem Heißhunger ein Gericht nach dem andern, bis die ganze Tafel geleert war. Dabei schienen die unheimlichen Esser immer bleicher und abgezehrter zu werden.

Den Wirt und seine Frau überließ es eiskalt, und als das Männchen nach der Beche frug, weigerte er sich, irgend eine Bezahlung anzunehmen.

„Deine Freigebigkeit soll ihren Lohn finden,“ sagte der Kleine und wandte sich dann zu seiner Begleiterin: „Ich schaufte in die Tiefe, du segst zusammen.“ Damit waren sie verschwunden.

Nach kaum einer Stunde traf die Schreckens-

botschaft ein, die Pest sei in der Umgegend ausgebrochen und habe schon viele dahingerafft. Nach zwei Tagen wütete sie überall im Prätigau; ganze Familien, ganze Dörfer starben aus. Das Sterben war so groß, daß eine Kuh in einer Nacht an den neunten Erben fiel. Der Mann, der die Leichen aus dem Dorfe führte, sank vor der Kirche hin, und ein anderer mußte sie auf den Kirchhof bringen. Stundenweit im Umkreis entging der Seuche eine einzige Familie, die bei der Teilung der zahlreichen Erbschaften unter sich in Streit geriet wegen eines Sackes Wolle. Dieser brachte ins Haus dessen, der ihn endlich davongetragen, die Pest, die alle dahinstreckte.

Einzig der Wirt in Pradisla blieb mit den Seinigen verschont. Jetzt wußte er, wen er vor einigen Tagen beherbergt hatte: es waren die Pestleutchen gewesen.

Des Geistes Gerechtigkeit.

Die Äpler waren von der obern auf die untere Alp gefahren und hatten dabei einen neuen, schönen Melkstuhl vergessen, was aber der Senne erst am Abend bemerkte, als er melken wollte. Wie er nun nach gethaner Arbeit mit den andern um's Feuer saß, sagte er: „Es ist doch unheimlich dunkel draußen, ich ginge heut Nacht nicht um die schönste Kuh auf die Oberalp.“

„Nun,“ erwiderte einer, „für die schönste Kuh thät' ich's wohl.“ Da dem sonst stillen Gesellen keiner so viel Mut zugetraut hatte, schüttelten sie ungläubig die Köpfe, und der Senne sagte: „Toni, wenn du punkt Mitternacht aufbrichst und mir den Melkstuhl holst, so soll meine schönste Kuh dein sein.“

Der Mutige war's einverstanden und wanderte um Mitternacht in die rabenschwarze, stürmische Gegend hinaus. Als er die Hütte auf der Oberalp erreicht hatte, trat er doch etwas klopfenden Herzens ein, da er in derselben singen hörte, wiewohl es drinnen so dunkel war wie draußen. In der Richtung gegen die Kellerthüre jedoch gewahrte er einen dämmerigen Schein und im unheimlichen Lichte desselben auf dem gesuchten Melkstuhl einen Mann sitzen, aus dessen verzerrtem Gesicht ein paar wilde Augen glühten. Der Hirt besann sich nicht lange, trat hinzu, faßte nach dem Bein des Melkstuhls und

that einen kräftigen Ruck; aber es blieb felsenfest. Auch beim zweiten Ruck kam es nicht vom Plaze, wiewohl es Toni scheinen wollte, es habe ein wenig gewankt. Tödlischen Angstschweiß auf der Stirne, that er mit übermenschlichen Kräften einen dritten Ruck, und der Melkstuhl blieb in seinen Händen. Da sagte der unheimliche Gast: „Hättest du mir in drei Malen den Stuhl nicht entziehen können, so hätte ich dich auf der Stelle zerrissen.“

Den Stuhl hatte der Mutige nun, aber den Preis seiner Beherztheit nicht, denn der Meister vor-enthielt ihm die versprochene Ruh mit der Behauptung, seine im Scherz hingeworfenen Worte seien nicht ernst zu nehmen. Da wandte sich Toni an den Richter und verlangte sein Recht. Der Meister wußte seine Sache mit Lug und Trug so zu führen, daß der Richter eben im Begriff stand, den Kläger abzuweisen, als die Thür aufging und, den breiten Hut tief in die Stirne gedrückt, langsamen Schrittes ein düsterer Mann herein trat. Toni erschrak — es war der unheimliche Geselle von der Oberalp. Vor aller Augen zerdrückte er einen faustgroßen Kieselstein, den er mitgebracht, in der Hand, daß er wie feines Mehl zerfiel.

„Wenn du dein Wort nicht hältst, so geht's dir wie dem Stein,“ wandte er sich mit fürchterlichem Gesicht zum Meister und verschwand. Jetzt gab dieser die Ruh unverweilt her, da er wohl merkte, es habe eine höhere Macht ins Recht gegriffen.

Das Wetter ist gut.

Im Kanton Wallis lebte einst ein Bauer, der niemals über das Wetter schimpfte, mochte es beschaffen sein, wie es wollte. Wenn der Himmel noch so trüb war, und wenn's mit Eimern heruntergoß, so sagte er allezeit: „Das Wetter ist gut, das Wetter ist gut!“ Am Tage nun, als er starb und aufgebahrt dalag, herrschte ein erschreckliches Unwetter, ja, als man ihn begraben wollte, hatte der Regen das Grab bis zur Hälfte angefüllt. Da sagten die Freunde, die bei seiner Leiche wachten, zu einander: „Was würde wohl der Verstorbene, wenn er noch reden könnte, zu diesem abscheulichen Wetter sagen? Würde er wohl auch sagen: „Das Wetter ist gut!“?“ Der Tote richtete sich bei diesen Worten plötzlich auf und sprach mit lauter Stimme: „Ja, das Wetter ist gut!“ Darauf sank er zurück und war so regungslos wie vorher.

Zwei Domino-Kunststückchen.

Mitgeteilt von **H. Löwike.**

Alexander feiert seinen Geburtstag und zeigt seinen Gästen die beiden folgenden Domino-Stückchen:

1.

„Ich habe“, — so beginnt er seine Erklärung — „eine größere Anzahl von Dominosteinen verdeckt nebeneinander gelegt. Ihr seht hier die lange Reihe von links nach rechts. Jetzt gehe ich hinaus, und ihr mögt, soviel Steine der Reihe ihr wollt, von rechts nach links hinlegen. Sobald ihr mich hereinruft, nehme ich einen der Steine auf und die Summe seiner Augen wird euch die Anzahl der verdeckten Steine genau angeben; aber merkt wohl, von rechts nach links, keinen der verdeckten Steine zurück und keinen Stein mehr als einmal verdecken.“

Alexander ging nun in ein Nebenzimmer. Seine Gäste legten vier Steine von dem rechten Ende der Reihe nach dem linken hin und schoben dann die ganze Reihe wieder an die frühere Stelle.

Als Alexander dann hereinggerufen wurde, nahm er einen der verdeckten Steine (3, 1) auf und die Summe der Augen gab richtig die Anzahl der verdeckten Steine an. Wie ist das zu erklären?

Auflösung.

Alexander hat die folgenden 13 Steine verdeckt hingelegt: ganz links 6, 6, dann der Reihe nach 6, 5 — 6, 4 — 6, 3 — 6, 2 — 6, 1 — 3, 3 — 3, 2 — 3, 1 — 2, 1 — 2, blank — 1, blank — und blank, blank. Ist er hereinggerufen, so nimmt er den Stein am rechten Ende

auf. Dieser giebt dann genau durch die Summe seiner Augen die Anzahl der verdeckten Steine an.

2.

„Laßt euch jetzt ein anderes Kunststückchen erklären“, fuhr Alexander fort. „Aus meinem Dominospiel habe ich alle Doppelsteine herausgenommen. Legt nun die anderen Steine hier verdeckt auf den Tisch und mischt sie durcheinander. Wählt dann 5 Steine aus. Ich gehe, nachdem ich sie mir genau angesehen habe, in das Nebenzimmer. Unterdessen nehmt ihr irgend einen der fünf Steine und macht ihn zum Anfangstein. An diesen setzt ihr nach den Regeln des Dominospiels alle auf dem Tische liegenden übrigen Steine an und zwar so, daß keiner derselben übrig bleibt. Dann ruft ihr mich herein und ich werde euch die Augen an den beiden Enden der fertigen Figur nennen.“

Es geschah, wie Alexander gesagt hatte. Als die Figur fertig war, wurde er herein gerufen und rief: 4, 2. Das waren die Augen an den Enden der Figur. Wie ist Alexanders Kunststückchen zu erklären?

Auflösung.

Er hatte nicht nur alle Doppelsteine aus dem Dominospiel herausgenommen, sondern auch einen beliebigen anderen Stein. In diesem Falle: 4, 2. Die Augen aus dem herausgenommenen Steine stimmen immer mit den Augen an den Enden der fertigen Figur überein.



Rätsel-Distichen für die Älteren.

Von Lühwing.

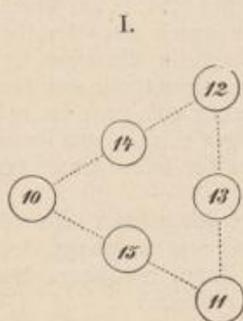
1.
Tilg' aus dem blinkenden Stoff, den Tyrus' Söhne erfanden,
Zweites Zeichen, mein Freund: Schau, einen Spender des Lichts!
2.
Rate, es ist eine Zahl, doch fügst du am richtigen Orte
Einen Stimmlaut hinzu, wird es zum schmückenden Stein.
3.
Heilkraft besitzt der Trank, mein Freund, trotz saden Geschmades,
Noch ein Zeichen: Es glänzt in der Geschichte des Kriegs.
4.
Wachst du die Erste zur Letzten im Namen des graufigen Herzogs,
Welchen die Nachwelt verdammt, wird's ein phönizischer Gott.
5.
Wandle durch leichte Verschiebung der Zeichen den griechischen Helden
Mir zum Propheten sofort aus der assyrischen Zeit!
6.
Tief im Herzen von Deutschland entspringt das Gewässer,
Noch ein Zeichen: Wie schön ragt es an selbigem Strom!

Rätsel für die Jüngeren.

Von W. Kemper.

1.
Mit a hält es die Füße wärmer,
Als kalter Stein,
Mit o ein kleiner Lichtumschwärmer,
Beim Lampenschein,
Mit e Gebet, Gesang und Läuten,
Mit i ist's gleich nach allen Seiten.
2.
Mit i umfängt's die Erde,
Mit a führt es die Herde,
Mit n als Musikant
Und Komponist genannt.
3.
Mit i ist's in dem Kopf
Bald klug, bald dumm,
Mit o steht's auf dem Kopf
Bald grad', bald krumm.
4.
Komm' ich aus dem Wasser lebendig heraus,
So sieht mein Rock schön blauschwarz aus
Aber entsteig' ich dem Wasser tot —
So ist mein Köckchen feuerrot.

Anflösung der Knackmandeln Seite 159.



III.

E M S
G A D
A R M
F R I E D R I C H
M A R D O N I U S
O L D E N B U R G
C I D
Z U G
O S T



V.

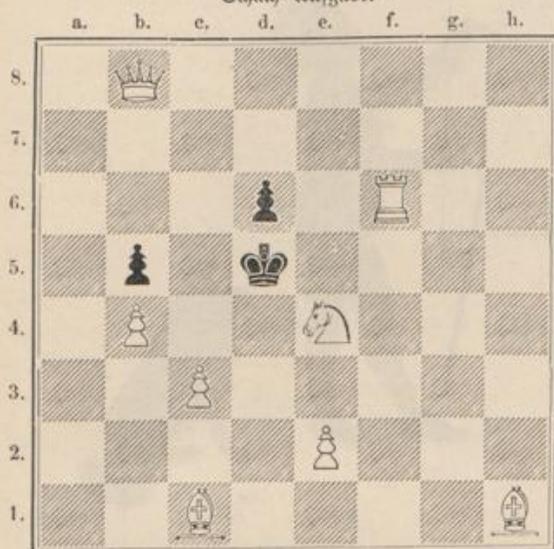
3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3, 3
8, 8, 8, 8, 8, 8, 8, 8, 8, 8, 8, 8

VI.

Die Zahl 510 (Vertreibung des Königs Tarquinus Superbus).

Knackmandeln

I. Schach-Aufgabe.



Weiß.
Weiß zieht an und setzt mit dem 2. Zuge Matt.

II. Dechiffrier-Aufgabe.

Npl rptklt Nämzl yptk lrcgioz,
Npl ygaylet att elhlt Jgn att Tgioz.
Npt Nlpsioltt ramz kf gttkt fa:
„Lrcgiol! Samlzyzlot hurryz Ka!“

Schlüssel.

Jeder Buchstabe der Chiffreschrift ist für einen andern gesetzt, welcher im Alphabet um 6 Buchstaben von dem ersteren entfernt ist. Also g steht für a, h für b u. s. w.

III.

	1				
	Z	u	n	g	E
	e	i		n	i
2	l	5	e	6	e
	l	b		g	h
	E	r	b	s	e
		3			

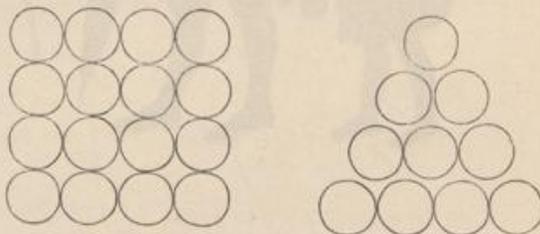
In der nebenstehenden Wortfigur besteht jedes der 6 Wörter aus 5 Buchstaben. Jedes liefert den Anfangs- oder den Endbuchstaben für vier der fünf anderen Wörter. Das fünfte und sechste Wort haben auch einen gemeinsamen mittleren Buchstaben. Versucht nun mit

Hilfe der folgenden Angaben eine Wortfigur nach dem Muster der obigen zu bilden.

1. Ein Gott der alten Deutschen.
2. Eine Blume.
3. Ein weiblicher Vorname.
4. Ein Name, bekannt aus der griechischen Mythologie.
5. Ein Kleidungsstück.
6. Ein Metall.

IV.

Johannes besaß eine große Anzahl Rechenpfennige. Aus einem Teile derselben bildete er ein volles Quadrat und ein volles gleichseitiges Dreieck. Die Seiten der beiden Figuren enthielten je 4 Rechenpfennige.



Beide Figuren zerstörte er wieder und nachdem er zu den 26 eben gebrauchten Rechenpfennigen alle, die er noch besaß, hinzugefügt hatte, versuchte er ein großes volles Quadrat zu bilden. Das gelang und zwar so, daß er keinen Rechenpfennig übrig behielt. Dieses Quadrat zerstörte er wieder und bildete nun ein volles gleichseitiges Dreieck, dessen Seiten eben so viele Rechenpfennige enthielten, als die Seite des eben zerstörten Quadrats. Aus den noch vorhandenen Rechenpfennigen bildete er jetzt ein volles Quadrat und ein volles gleichseitiges Dreieck. Die Seite dieses letzteren und die Seite des Quadrats enthielten zusammen einen Rechenpfennig mehr als die Seite des großen gleichseitigen Dreiecks. Sämtliche Rechenpfennige waren nun in den drei Figuren enthalten und keiner war übrig geblieben.

Wie viele Rechenpfennige besaß Johannes?

V.

Welche Zahl ist ebenso viel unter 40, als ihr Siebenfaches über 40 ist?

VI.

Es soll die kleinste Zahl gesucht werden, welche durch 2 dividiert den Rest 1, durch 3 dividiert den Rest 2, durch 4 dividiert den Rest 3, durch 5 dividiert den Rest 4, durch 6 dividiert den Rest 5, durch 7 dividiert den Rest 6 ergibt.

Welches ist diese Zahl?

Das Meisterstück.

Von Julius Lohmeyer.

Zu einer Silhouette von L. Fehrenbach.



„Mein verehrter Meister Kliz,
Ist mein Bild bald fertig?“

„Eines großen Meisterstücks
Haltet euch gewärtig!

„Alle Kenner in der Welt
Wird mein Werk begeistern;
Dieses eine Bild gefällt
Mich den ersten Meistern.

„Keine Schöpfung neu'rer Zeit
Überstrahlt die meine;
Klassisch ist die Ähnlichkeit,
Namentlich der Beine.

„Und vor allem: Herz und Geist
Strahlt aus Mund und Auge!

Dummheit nur behauptet dreist,
Daß mein Werk nichts tauge.

„Doch was schert's, ob das Gewürm
Meine Kunst begreife;
Sprechend wirkt der Regenschirm,
Wirken Frack und Pfeife!

„Seht nur, wie der Frühlingswind
Laura's Locken fächelt!
Und wie hold das schöne Kind
Uns entgegenlächelt!

„Kurz, nach neuem Malerbrauch
Mal' ich, was nur malbar:
Zahlt ihr tausend Thaler auch,
Bleibt's doch unbezahlbar!“

